

***Queere* Theorien und Soziale Arbeit – eine Möglichkeit?**

Theoretische Auseinandersetzung mit
Queer, Sprache und Diversity

Bachelor Thesis von Marlene Graber
Matrikelnummer 14-474-498

Eingereicht bei Prof. Sigrid Schilling
Hochschule für Soziale Arbeit, Olten, Bachelor Studium in Sozialer Arbeit
Januar 2019

Abstract

Eine zentrale Aufgabenstellung der Sozialen Arbeit ist die Arbeit mit 'Anderen', den 'Sozialhilfebeziehenden', den 'Migrant_innen', den 'Frauen*' den 'Männern*'. Immer werden Differenzlinien und Differenzordnungen geschaffen, um Menschen in eine dichotome Form identitätsbildend zu kategorisieren.

Menschen werden unmittelbar nach der Geburt dem weiblichen oder männlichen Geschlecht zugeordnet und somit in ihrer Rolle, in ihrem Sein und Handeln unhinterfragt fixiert. Aus dem anatomisch wahrnehmbaren Geschlecht wird auf das soziale Geschlecht, auf die gegengeschlechtliche Begehrensform und die Identität geschlossen. Alle anderen Formen des Seins wie Homosexualität, Transgender und Intersexualität, welche nicht dieser Kohärenz und der Zweigenderung entsprechen, werden entnormalisiert und somit diskriminiert. Die *Queer* Theory rekonstruiert diese Normen, welche sich in alltäglichen Beispielen wiederfinden, als Struktur und Grundlage unseres Denkens, Sprechens und Handelns und kritisiert sie.

In der Arbeit wird ersichtlich, dass *queer* in der Sozialen Arbeit nicht weit verbreitet ist. Diese Feststellung zeigt sich beispielsweise daran, dass im Handbuch Soziale Arbeit nur wenige Bezüge zu *queer* gemacht werden. Durch die Auseinandersetzung mit *queer* wird deutlich, dass auch die Soziale Arbeit durch die herrschende heteronormative und zweigegenderte Norm strukturiert ist. In dieser Arbeit wird anhand von Diversity-Konzepten eine Brücke gebaut zu *queer* und dem Versuch, Differenzlinien durch eine *queer*gerechte Sprache zu überwinden. Damit kann aufgezeigt werden, welche nützlichen Hinweise die Soziale Arbeit aus der Auseinandersetzung mit der *Queer* Theory und aus einer Verbindung von Diversity-Konzepten mit *queer* erhalten kann, wenn es darum geht, Diskriminierung zu verhindern und sich vor Kategorisierungen zu schützen, die im beraterischen Alltag zu Fehlschlüssen führen könnten.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
1.1	Herleitung und Begründung der Fragestellung	1
2	Fragestellung	4
2.1	Begründung der Theorieauswahl und methodisches Vorgehen.....	4
2.2	Schlüsselbegriffe	5
3	Verortung von Queer in der Genderdebatte	6
4	Die Queer Theory	11
4.1	<i>Queer</i> feminismus	21
4.2	Lesbisch-bi-schwul-transgender <i>queere</i> Richtung	21
4.3	Plural- <i>queerer</i> Ansatz.....	22
4.4	Kritik an der <i>Queer</i> Theory	25
5	Auf der Suche nach queeren Ansätzen im Handbuch der Sozialen Arbeit	26
5.1	Diversity-Konzept	27
6	queer-gerechte Sprache	34
7	Schlussfolgerungen und Beantwortung der Fragestellung	41
8	Kritische Würdigung	45
9	Literaturverzeichnis	47
10	Ehrenwörtliche Erklärung	51

1 Einleitung

1.1 Herleitung und Begründung der Fragestellung

‘Was ist es? Ein Mädchen oder ein Junge?’ Diese Frage, welche meistens nach der Geburt eines Kindes gestellt wird, muss eindeutig beantwortet werden. Wir sind beim Staat registriert als F (Frau) oder M (Mann). Der Bundesrat prüft die Einführung eines Dritten Geschlechts. Doch das Geschlecht muss bisher innert 3 Tagen nach der Geburt beim Zivilstandsamt und ab da immer zwingend festgehalten werden (vgl. <https://www.admin.ch/gov/de/start/dokumentation/medienmitteilungen.msg-id-70852.html>). Wir halten uns daran fest, wir grenzen uns vom anderen ab und sind irritiert, wenn wir unsere Gegenüber nicht auf den ersten Blick als Mann oder Frau, als Junge oder Mädchen identifizieren können. Die Zuteilung von Geburt an determiniert uns in eine Rolle, in unser Sein und unser Handeln. Diese Rolle beeinflusst bzw. bestimmt die Erwartungen unseres Umfelds an unsere Person und auch unsere eigene Wahrnehmung. Die Worte ‚Mädchen‘ und ‚Junge‘ sind mit gesellschaftlichen Vorstellungen aufgeladen. Von einem Mädchen wird erwartet, dass es sich ‚wie ein Mädchen‘ verhält, sich in einen Jungen verlieben wird, sich als Mädchen oder Frau entwickelt gemäss den gesellschaftlichen Vorstellungen und später einen Mann heiraten wird. Bei einem Jungen ist es gerade umgekehrt. Menschen, welche nicht diesem Bild entsprechen, werden als Abweichung zur Norm verstanden. Wir leben in einer Gesellschaft, welche von einem hetero-hegemonialen Verständnis geprägt ist, in welchem die Kategorie Geschlecht ein Unterscheidungsmerkmal, verbunden mit hierarchisierenden Bewertungen ist. Dies spiegelt sich in der Machtverteilung wieder. In der herrschenden Norm der Zweigeschlechtlichkeit und der Heteronormativität werden alle anderen Formen des Seins und Empfindens entnormalisiert und diskriminiert. Menschen, welche sich in diesen Kategorien nicht wiederfinden, sind unsichtbar, nicht genannt, nicht normal. Heteronormativität privilegiert diese als Norm und als Praxis und Lebensweise (vgl. Degele 2008: 88-89). Heterosexualität ist demzufolge ein unhinterfragter gesellschaftlicher Tatbestand, gewissermassen das Ergebnis der Naturalisierung gesellschaftlicher Normalisierungsprozesse. Daraus ergeben sich Erwartungen, wie zum Beispiel, dass die Männer* erfolgreich im Beruf sind und die Frauen* sich um die Familie und ehrenamtliche Tätigkeiten kümmern (vgl. Degele 2008: 90). Die Konstruktion in die Kategorien heterosexueller Mann/heterosexuelle Frau als einzig gültige Lebensweise zementiert aus *queerer* Perspektive eine Eindimensionalität, welche der menschlichen Vielfalt nicht gerecht wird (vgl. Czollek et al. 2009: 38). Der Begriff *queer* wird in den Schlüsselbegriffen konkret dargelegt, gilt aber unter anderem als Analyse von wirklichkeitserzeugenden Kategorien. *Queere* Analysen entlarven

jene ideologisch und normativ abgesicherten Vorstellungen, welche Menschen auf ihr biologisches Geschlecht und ihr Begehren festschreiben und die daraus resultierende Verknüpfung mit Heteronormativität (vgl. ebd.).

Die Soziale Arbeit und die Erziehungswissenschaften haben eine lange Tradition im Umgang mit Differenzen. Dabei beschäftigte die Frage wie soziale Ungleichheiten entstehen und durch welche Mechanismen sie (re)produziert oder gar verstärkt werden (vgl. Lutz/Wenning 2001: 19). Kessler und Plöcker konstatieren, dass die Thematisierung der Differenzen die eigentliche Grundlage für die institutionelle Etablierung der Sozialen Arbeit ist (vgl. 2010: 7). Daher agiert Soziale Arbeit einerseits in gesellschaftlichen Verhältnissen, welche von Differenzen, Grenzziehungen und sozialen Ungleichheiten geprägt sind, und andererseits trägt sie zur Differenzierung, Grenzziehung und Normalisierung bei (vgl. Maurer 2001: 126).

Mecheril und Plöcker weisen darauf hin, dass die Soziale Arbeit dadurch, dass sie sich immer nach dem 'Anderen' orientiert und ihre Adressat_innen einordnet, auch mit-definiert, das heisst produziert und reproduziert, was 'normal' und was 'anders' ist (vgl. Mecheril/Plöcker 2018: 285).

Maurer beschreibt in Kapitel 4 ihres Aufsatzes über die 'Politisierung der Differenz am Beispiel feministischer Sozialpädagogik', dass die Frage der (De)-Thematisierung von Differenz gerade in der Politik der Gleichheit mit der Annahme, dass mit dem Frau-Sein alle Frauen die gleiche Unterdrückung in der Geschlechterhierarchie innehatten, sich ein Teil der Frauen nicht repräsentiert fühlte. Das Betonen der Gemeinsamkeiten und der Solidarität erfolgte damit unter dem Ausdruck der Gleichheit, hatte aber gleichzeitig Effekte von Heterogenisierung und Normierung (vgl. Maurer 2001: 136).

In die Fachdiskurse der Sozialen Arbeit haben *queer*theoretische Überlegungen bisher wenig Eingang gefunden. Im Verlauf der Recherchen für die vorliegende Arbeit wurde klar, dass das Thema Gender in der Sozialen Arbeit in der Schweiz fast ausschliesslich innerhalb der herrschenden Normen behandelt wird. Das heisst, Gender wird in den Differenzlinien Mann, Frau gedacht.

Ein Heft des Sozialmagazins widmete eine Ausgabe (Nr. 04 – 2014) dem Thema *queer*: 'Queerfeldein durch die Soziale Arbeit'. Im Jahr 2016 folgte die Zeitschrift Sozial Aktuell und beschäftigte sich in Ausgabe Nr. 3, Jahrgang 49 mit 'queeren Diversitäten'. Ein Beispiel ist auch das Buch 'Lehrbuch Gender und Queer – Grundlagen, Methoden und Praxisfelder' von Leah Carola Czollek, Gudrun Perko und Heike Weinbach (2009), welches sich aber auf Deutschland bezieht. Es dient trotzdem als Quelle für die vorliegende Arbeit, denn es vermittelt wichtige theoretische, geschichtliche und rechtliche Grundlagen. Erfreulicherweise wird in verschiedenen Bachelor-Arbeiten mittlerweile die *Queer*-Thematik aufgegriffen. Eine

weitere Quelle ist das Buch *Differenzierung, Normalisierung und Andersheit, soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* von Fabian Kessl und Melanie Plößler (Hg.), welches sich mit ‚*Queer Professionals als Reflexionskategorie für die Soziale Arbeit*‘ (Christian Schütten-Bäumner) oder dekonstruktivistischen Perspektiven über den Umgang mit Differenz (Melanie Plößler) beschäftigt. Theorien der Sozialen Arbeit greifen *queer* teilweise am Rande in Diversity Konzepten auf, dies im Hinblick auf die Infragestellung gesellschaftlicher Normvorstellungen. Rudolf Leiprecht suchte in diesem Zusammenhang nach Sichtbarkeit von Transidentität im Handbuch der Sozialen Arbeit (2018). Institutionen und Organisationen der Sozialen Arbeit und Sozialarbeiter_innen reproduzieren Normen, indem sie durch die mündliche und die schriftliche Sprache Differenzen konstruieren. Das ‚Klienten-Informationssystem für Sozialarbeit (KiSS)‘ verlangt, dass Klient_innen in männlich oder weiblich eingeteilt werden. Menschen, welche sich nicht in diesen beiden Kategorien wiederfinden, werden nicht genannt und nicht gesehen. Die Anrede in Briefen ist ‚Guten Tag Frau ...‘ ‚Guten Tag Herr ...‘. In den Teamsitzungen wird oftmals die sprachliche ‚Zweigenderung‘ gestärkt, indem von Klientinnen und Klienten gesprochen wird oder es wird gar androzentristisch agiert, wenn einzig von Klienten die Rede ist. Diese sprachlichen Benennungen oder nicht Benennungen führen bei der schreibenden Person immer wieder zu Irritation. Durch den persönlichen Prozess, die Reflexion im persönlichen und professionellen Kontext und durch die Auseinandersetzung mit heteronormativen Gegebenheiten und den daraus resultierenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen in der Sozialen Arbeit wurde die Wichtigkeit der Sprache erkannt. Lann Hornscheidt schreibt, dass sprachliche Handlungen in all ihren Formen soziale Handlungsformen sind (vgl. 2012: 45). Daher wird in dieser Arbeit abweichend von den Empfehlungen der Wegleitung für wissenschaftliches Arbeiten und dem Leitfaden für die sprachliche Gleichstellung an der Fachhochschule Nordwestschweiz auf eine zweigeschlechtliche Form des Benennens verzichtet. Es wird konsequent der statische Unterstrich verwendet um alle Menschen anzusprechen und auch um anzudeuten, dass es mehr als eine Zweigenderung gibt. Die Bezeichnungen Frau*, Mann* werden mit einem * versehen. Die verfassende Person dieser Arbeit verwendet die *-Form um die Cis-genderung¹ auf die beiden Appellationsformen Mann*, Frau* zu irritieren. Im Weiteren werden in dieser Arbeit die Bezeichnungen ‚Klient_innen‘ und ‚Adressat_innen‘ der Sozialen Arbeit synonym verwendet. Dies weil auf den Sozialdiensten von Klient_innen gesprochen wird, in der Literatur aber meistens von Adressat_innen die Rede ist.

¹ Cis-genderung: Normsetzung und Normherstellung einer Eindeutigkeit von Genderzuordnung von Geburt an und deren Beibehaltung über das ganze Leben (vgl. Hornscheidt 2012: 114)

Soziale Arbeit als, wie oben beschrieben, Arbeit mit Anderen, muss sich den Gegebenheiten, dass Menschen, welche sich nicht in den Kategorien Frau*, Mann* wiederfinden, stellen. Sie muss sich der Binarität von Normen und Vorstellungen bewusst werden und die Sprache entsprechend reflektieren.

Was wäre, wenn sich alle Menschen angesprochen fühlen würden? Was wäre, wenn keine Kategorisierung auf Mann*, Frau* in den Formularen mehr notwendig wäre? Wenn auf eine kategoriale Anrede verzichtet werden könnte? Was wäre, wenn sozialarbeitende Personen zuhören würden, wie ein transidenter Mensch angesprochen werden möchte? Was wäre, wenn in Vorträgen nicht nur weiblich oder männlich sondern alle Daseinsformen angesprochen würden, wenn im Unterricht in den Fachhochschulen die Beispiele auf heteronormative Gegebenheiten reflektiert würden, wenn auf die Problematik der Einteilungen in ‚Wir‘ und die ‚Anderen‘, dem daraus resultierenden Machtgefälle und der daraus entstehenden Diskriminierung fokussiert würde?

2 Fragestellung

Vor dem Hintergrund solcher Fragen und motiviert durch die einleitend dargestellten Eindrücke möchte ich die Frage klären, **inwiefern eine queergerechte Sprache in der Sozialen Arbeit zur Überwindung von Differenzlinien beitragen könnte? Dafür werde ich zunächst die Frage klären, ob queertheoretische Überlegungen in der aktuellen Sozialen Arbeit Berücksichtigung finden.**

2.1 Begründung der Theorieauswahl und methodisches Vorgehen

Die verfassende Person dieser Arbeit versteht Soziale Arbeit als eine Möglichkeit oder eine Herangehensweise um gewachsene Macht-, Herrschafts- und Gewaltverhältnisse in Frage zu stellen, um Soziale Gerechtigkeit und die Partizipation an gesellschaftlichen Ressourcen herzustellen, um Differenzlinien zu überwinden, usw. Die *Queer* Theorie nimmt eine gesellschaftliche Wirklichkeit als Ausgangspunkt, in der Menschen nicht diskriminiert werden, weil sie im Geschlechterbereich nicht der gesellschaftlichen Norm, bzw. der Heteronormativität entsprechen oder entsprechen wollen. Damit ist die *Queer* Theorie nach Ansicht der verfassenden Person eine wichtige Grundlage, um kritische anerkennende Sozialarbeit zu leisten.

Die vorliegende Arbeit ist eine theoretische Arbeit. Es werden verschiedene Theorien erläutert und anschliessend wird versucht, diese miteinander zu verschränken. Zu Beginn werden die wichtigsten Schlüsselbegriffe erläutert.

Gender ist ein grosses und vieldiskutiertes Thema in der Sozialen Arbeit. Um die *queer* Theorie zu verorten und auch um auf die Unterschiede von *queer* und *gender* zu fokussieren, werden in Kapitel 3 die Entstehung von Gender Studies und ihre Verortung in der Sozialen Arbeit dargelegt.

Anschliessend werden in Kapitel 4 zentrale Aussagen der *Queer* Theory diskutiert und dabei Bezüge zur Sozialen Arbeit gemacht.

Im nächsten Kapitel wird das Handbuch der Sozialen Arbeit auf *queere* Begriffe untersucht und dabei in einem Unterkapitel Differenz und Diversity dargelegt. Dabei soll in Hinblick auf die Fragestellung allmählich klarer werden, wie sich Sprache zu Differenzlinien verhält. In Kapitel 6 schliesslich wird auf eine *queergerechte* Sprache fokussiert. Da es für die Soziale Arbeit nur wenig Literatur über *queergerechte* Sprachen gibt, wird vor allem auf die Arbeiten von Linguist_in Lann Hornscheidt referenziert. Schliesslich werden aber auch Handlungsmöglichkeiten in der Sozialen Arbeit aufgezeigt, welche sich durch die Beschäftigung mit dieser Arbeit, durch eigene Überlegungen und mit der Literaturrecherche ergeben haben. Die Beantwortung der Fragestellung wird sich von der Argumentation her mit der Auseinandersetzung mit der *queer-Theorie*, Diversity-Konzepten, einer *queergerechten* Sprache und den daraus folgenden Möglichkeiten einer *queergerechten* Sozialen Arbeit ergeben.

2.2 Schlüsselbegriffe

Queer

Die Bezeichnung *queer* galt in den USA lange als Schimpfwort gegen Menschen, welche den gesellschaftlichen Normen heteronormativer, geschlechtlicher und sexueller Identitäten nicht entsprachen (vgl. Czollek et al 2009: 33). Direkt aus dem Englischen übersetzt bedeutet *queer* seltsam, suspekt, eigenartig, komisch, wertlos (vgl. <https://de.langenscheidt.com/englisch-deutsch/queer>). *Queer* wurde, entgegen dem abwertenden Alltagsgebrauch zunächst als positive Eigenbezeichnung der LG-Community² gebraucht und dann vor allem von Schwarzen Menschen und People of Color als Initiator_innen vermehrt affirmativ eingesetzt (vgl. Czollek et al 2009: 33). Heute wird der Begriff *queer* einerseits als Sammelbegriff für ein politisches Bündnis sexueller Randgruppen und als Bezeichnung ei-

² Lesbian, Gay (Schwul) Community

nes neuen theoretischen Konzeptes verwendet, welches sich aus den etablierten Lesbi-schen- und Schwulenstudien entwickelt hat (vgl. Jagose 2017: 13). Andererseits ist der Begriff *queer* gemäss Nina Degele in letzter Zeit zum Dreh- und Angelpunkt der Analyse und Hinterfragung von wirklichkeitserzeugenden Kategorien geworden (vgl. Degele 2008: 11). Hark beschreibt *queer* als eine Infragestellung jeder Form der naturalisierten Normalität und eine radikale Kritik an den für unsere Kulturen und sozialen Strukturen relevanten Unterscheidungen wie wahr/falsch, privat/öffentlich (vgl. Hark 2013: 462).

Gender

In der Linguistik bezeichnet das Wort ‚gender‘ im Englischen zunächst den Genus bzw. das grammatikalische Geschlecht, die Unterscheidung zwischen weiblich, männlich und sächlich. Im wissenschaftlichen Sprachgebrauch bezeichnet gender das soziale Geschlecht (vgl. <https://www.uni-bielefeld.de/gendertexte/gender.html>). Der Begriff gender meint das kulturell-gesellschaftlich konstruierte Geschlecht, die Geschlechterrollen und -funktionen. Im Deutschsprachigen wurde der Begriff gender beibehalten, weil dadurch die Unterscheidungsmöglichkeit von sex (biologisches Geschlecht) und gender (soziales, gesellschaftlich, kulturell hergestelltes Geschlecht) geschaffen werden konnte (vgl. Czollek et al. 2009: 17). In dieser Arbeit werden beide Begriffe soziales Geschlecht und gender gleichwertig eingesetzt. Gender gilt als eines der Hauptunterscheidungsmerkmale von Menschen in einer Gesellschaft (vgl. Degele 2008: 78). Die Begriffe *queer* und gender grenzen sich also voneinander ab. Eine zentrale Unterscheidung ergibt sich aus der Annahme der *Queer Studies* bzw. *Queer Theory*, dass Geschlecht und Sexualität der Kultur nicht voraus gehen, sondern ‚gleichsprünglich‘ mit ihr sind (vgl. Hark 2013: 449).

3 Verortung von Queer in der Genderdebatte

In den aktuellen Genderdebatten sind verschiedene Diskurslinien vorhanden. Diese sollen im folgenden Kapitel beschrieben und in Zusammenhang zu *queer* gesetzt werden.

Gender Studies entwickelten sich aus den früheren Women Studies. Die Women Studies beschäftigten sich aus feministischer Perspektive mit der wissenschaftlichen Betrachtung von Frauen innerhalb einer von Männern dominierten Gesellschaft (vgl. Czollek et al. 2009: 18). Im Zentrum der Gender Studies steht dann im Unterschied zu den Women Studies das Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Die Unterschiede und Beziehungen von biologischem und kulturellem Geschlecht werden untersucht. Gender Studies gehen von Geschlecht (gender) als kultureller Konstruktion von Sexualität und nicht als biologisches Ge-

schlecht (sex) aus (vgl. ebd.). Gender Studies beschäftigen sich u.a. mit den Geschlechterrollen, mit der Analyse der sozialen Ungleichheit (insbesondere mit der Benachteiligung im Berufsleben) und der sozialen Stellung der Geschlechter innerhalb der Gesellschaft. Sie thematisieren die Prozesse der Unterscheidung zweier Geschlechtsausprägungen (männlich/weiblich) und die vielfältigen Bedeutungen von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘. Weiter geht es um die Erforschung von Unterschieden zwischen den sozial und kulturell konstruierten Geschlechtern und der Bewertung der Geschlechter innerhalb einer Gesellschaft, bzw. Kultur. Gender Studies reflektieren Differenzen zwischen Frauen und Frauen, zwischen Männern und Männern, zwischen Frauen und Männern und beschäftigen sich damit, Mechanismen der Aufwertung bzw. Abwertung von Geschlechtern aufzudecken (vgl. ebd.: 19).

Das definatorische Gegenstück von gender ist sex. Sex wird als biologisches Geschlecht verstanden (vgl. ebd.). Die physiologisch diagnostizierten Unterschiede zwischen Männern* und Frauen* wurden im 18. Jahrhundert als Erklärung für die daraus folgende Geschlechterhierarchie durch den anatomischen Sachverhalt und die Mütterlichkeit als bio-ethische Notwendigkeit erklärt (vgl. Honegger 1989: 147). Die Biologisierung der Weiblichkeit entstand gemäss Maihofer (1995) durch den Aufstieg der Anatomie zur neuen Grundlagenwissenschaft. Daraus leiten sich vier Konsequenzen ab:

1. Körperliche Differenz: Der männliche Körper gilt als Massstab, der weibliche Körper wird als Abweichung begriffen. Der Unterschied zwischen Männern* und Frauen* wird nicht mehr nur an den Geschlechtsorganen festgemacht, sondern am ganzen Körper.
2. Psychische Differenz: Daraus wird gefolgert, dass sich die Geschlechter grundsätzlich, also auch psychisch unterscheiden.
3. Verschiedene Geschlechterrollen: Die anatomische Differenz wird weiter in Geschlechterrollen und -identitäten bzw. zu einer Geschlechterordnung entwickelt.
4. Dualismus der Geschlechter: Der Dualismus der Irritabilität und Sensibilität wird auf die Geschlechter projiziert (vgl. Maihofer 1995: 20).

Nur die kulturellen Leistungen von Männern* finden im Zuge von Modernisierungsprozessen ihre Würdigung. Die Frauen* wurden im 18. Jahrhundert aus der bürgerlichen Rechtsordnung ausgegrenzt. Die Frauen* wurden „(...) gezähmt, verhäuslicht, domestiziert, ‚hausfrauisiert‘“ (Degele 2008: 60). Maihofer schreibt, dass im 18. Jahrhundert eine Verschiebung des Geschlechterverständnisses hin zu einer fundamentalen Differenzierung stattfand. Dies wurde möglich durch die Entstehung der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft (vgl. Maihofer 1995: 21-40), was nicht heisst, dass in traditionellen Gesellschaften, welche auf Familienwirtschaft beruhten, keine geschlechterspezifische Grundordnung bestanden

hätte. Doch erst mit der Trennung von Erwerbs- und Familienarbeit wurde diese festgeschrieben, ideologisch abgesichert und auch strukturell verfestigt (vgl. Degele 2008: 63). Die Kritik von Geschlecht als natürliche Tatsache geht auf Simone de Beauvoirs zitierten Satz „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (Beauvoir 1992: 334) zurück. Die Trennung von sex als biologisches, anatomisches Geschlecht und gender als Geschlechtsidentität und sozial-kulturelle Dimension von Geschlecht ist ein Grundpfeiler der feministischen Theorie. Diese Unterscheidung wurde zuerst im medizinischen Kontext bei der Behandlung von Trans- und Intersexuellen in den 60er Jahren gemacht (vgl. Degele 2008: 67). Dort ging es um die „(...) Herstellung einer übereinstimmenden Anatomie mit erwarteten geschlechtstypischen Verhaltensweisen“ (Degele 2008: 67). Gemäss Hirschauer (1994: 1) stützt sich auch die empirische Sozialforschung „(...) auf die Geschlechtszugehörigkeit als eine ‘unabhängige Variable’ [Hervorhebung im Original], ohne die Voraus- und Zusammensetzung dieses ‘dichotomen Merkmals’ [Hervorhebung im Original] weiter zu betrachten.“ In der feministischen Theorie wurde diese Unterscheidung in einer Auseinandersetzung mit der sozialen Konstruktion aufgegriffen. Für die feministische Politik und für die Politik überhaupt steht die Frage des ‘Subjekts’ im Vordergrund. Das moderne Subjekt, welches als Ergebnis eines langwierigen historischen Prozesses entstanden war, war ausschliesslich das Subjekt des bürgerlichen Mannes schreibt Maihofer in Anlehnung an Horkheimer (vgl. Maihofer 1995: 40). Auch Simone de Beauvoir schreibt in ihrem Werk: „Er ist das Subjekt, er ist das Absolute: sie ist das Andere.“ (1992: 11). Folglich ist die Subjektbildung ein Ausschlussverfahren. Das Ausschlussverfahren ist aber nicht mehr als solches erkennbar, sobald die Rechtsstruktur der Politik etabliert ist (vgl. Butler 2016: 17). Auf Judith Butlers Subjekttheorie wird in Kapitel 4 ausführlich eingegangen, denn hier grenzt sich die *Queer* Theory von feministischen Theorien und der feministischen Politik ab. Diese zielte auf die „Umgestaltung des hierarchischen und asymmetrischen Geschlechterverhältnisses, auf Beendigung der Vorherrschaft des männlichen Geschlechts“ ab (Klinger 1998: 36). Die Anerkennung der Bedeutung von Geschlecht als Kategorie ist für die Analyse der Teilung gesellschaftlicher Arbeit, von Ein- und Ausschlüssen aus gesellschaftlichen Machtpositionen und zur Verteilung von Potenzialen und Ressourcen notwendig (vgl. Degele 2008: 58).

„Mit der Erforschung des ‘weiblichen Lebenszusammenhangs’ [Hervorhebung im Original] sowie der Entdeckung des Mechanismus der doppelten Vergesellschaftung war die Voraussetzung geschaffen, Geschlecht als Strukturkategorie zu begreifen, das heisst als Ursache sozialer Ungleichheit, die sich nicht auf andere Ursachen reduzieren lässt“ (Degele 2008: 65). Geschlecht als Strukturkategorie wird gemäss Ehlert als ein Prinzip gesellschaftlicher Gliederung und Hierarchiebildung betrachtet. Die Zugehörigkeit zur Gruppe

der Frauen* oder zur Gruppe der Männer* bestimmt strukturell über den Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen wie Arbeit, Macht, usw. (vgl. Ehlert 2012: 17). Die institutionalisierte Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in den Verhältnissen gesellschaftlicher Produktion und Reproduktion wirkt sich auf die Individuen aus, was beispielweise bei der Aushandlung der Arbeitsteilung in einer heterosexuellen Partnerschaft darin sichtbar wird, wer welche Karriere verfolgt oder wer wie lange die Kinder betreut (vgl. ebd.).

Für die Soziale Arbeit bedeutete dies, dass aufgrund der Zuschreibung des Geschlechts als Strukturkategorie die Aufmerksamkeit auf Diskriminierung bezüglich des Geschlechts fokussiert wurde. Die strukturellen Hürden, welche sich im Hinblick auf die Mutterschaft beispielsweise für Frauen in der Berufswelt ergeben, konnten aufgezeigt werden, oder die Altersarmut, welche in einem grossen Masse Frauen betrifft, weil Teilzeitarbeit immer noch ein Frauen*thema ist. Durch die Entwicklung von Gender als Strukturkategorie wurden beispielsweise Lohnungleichheiten sichtbar gemacht.

Gemäss Judith Butler und der *Queer* Theorie genügt es aber nicht, zu untersuchen, wie Frauen in Sprache und Politik vollständig repräsentiert werden können. „Die feministische Kritik muss auch begreifen, wie die Kategorie ‘Frau(en)’, [Hervorhebung im Original] das Subjekt des Feminismus, gerade durch jene Machtstrukturen hervorgebracht und eingeschränkt wird, mittels derer das Ziel der Emanzipation erreicht werden soll.“ (Butler 2014: 17)

Doing Gender

Das Konzept des ‘doing gender’ stammt aus der interaktionstheoretischen Soziologie und ist in der Geschlechterforschung ein Synonym geworden für die in dieser Tradition entwickelte Perspektive einer „sozialen Konstruktion von Geschlecht“ (Gildemeister 2010: 137). Doing gender zielt darauf ab, jene sozialen Prozesse in den Blick zu nehmen, in denen Geschlecht als sozial folgenreiche Unterscheidung hervorgebracht und reproduziert wird und nicht Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit als Eigenschaft oder Merkmal von Individuen zu betrachten. Gildemeister beschreibt das Konzept, welches von Candance West und Don H. Zimmerman 1987 in einer expliziten und programmatischen Abgrenzung zur gängigen sex-gender-Unterscheidung entwickelt wurde: Hier wurde implizit von einem natürlichen Unterschied ausgegangen, und die kulturellen Ausprägungen von gender wurden lediglich als gesellschaftlicher Reflex auf Natur verstanden. Gildemeister weist darauf hin, dass West/Zimmermann dieses Konzept vor dem Hintergrund soziologischer Analysen zu Transsexualität entwickelten. Es besagt im Kern, dass Geschlechtszugehörigkeit und

Geschlechtsidentität als fortlaufender Herstellungsprozess aufzufassen sind, welcher mit jeder menschlichen Aktivität vollzogen wird und in die unterschiedliche institutionelle Ressourcen eingehen (vgl. ebd.). Obwohl die sex/gender-Unterscheidung beibehalten wird, grenzt es sich explizit davon ab und fügt eine dritte Kategorie hinzu, die sex-categorie als soziale Zuordnung im Alltag, die aber nicht dieselbe Zuordnung sein muss wie die Geburtsklassifikation sex. Sex ist ausserdem nicht mehr der natürliche Ursprung, sondern die „Geburtsklassifikation des körperlichen Geschlechts aufgrund sozial vereinbarter biologischer Kriterien“ (vgl. ebd.: 138). Diese dreigliedrige ‚Neufassung‘ wurde erarbeitet, „um den „heimlichen Biologismus“ [Hervorhebung im Original] der sex-gender Unterscheidung zu überwinden (...)“ (Gildemeister 2010: 137).

Im Gegenzug dazu bedeutet Undoing Gender eine Praxis, welche Zuschreibungen stereotyper Geschlechterrollen erkennt, problematisiert und schliesslich dekonstruiert (vgl. Czollek et al. 2009: 24).

In der Sozialen Arbeit spielt gender eine grosse Rolle. Dies insbesondere weil die Soziale Arbeit selbst eine gesellschaftliche Institution ist, in der sich vorhandene Strukturen und Mechanismen widerspiegeln. Sozialarbeiter_innen benötigen Kenntnisse und Wissen, welche in den Fachhochschulen als Querschnittsthema in vielen Modulen vermittelt werden. Beispielsweise wird auf eine gendergerechte Sprache Wert gelegt, welche allerdings im Gegensatz zur *queer*gerechten Sprache nur die beiden Formen weiblich/männlich oder eine neutrale Form verwendet. Doch auch im analytischen Sinn sind Sensibilisierung und Vertiefung von gender Themen, beispielsweise das Wissen um geschlechterspezifische Sozialisation, genderspezifische Verteilungen von Ressourcen, genderspezifische Macht- und Herrschaftsverhältnisse oder die Vielfältigkeit der Geschlechtsidentitäten eine wichtige Grundlage für die Soziale Arbeit (vgl. Czollek et al. 2009: 44).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Gender-Studies, welche aus den Women Studies entwickelt wurden, die Prozesse der Interaktionen zwischen den biologischen Geschlechtern und zwischen Menschen in den Blick genommen haben. Geschlecht ist als Strukturkategorie entstanden. Entlang dieser Kategorie konnten Ungleichheiten und Benachteiligungen aufgezeigt werden. Doch Gender Studies sind lange Zeit von einer binären Ordnung ausgegangen, und diese wurde auch nicht hinterfragt. Durch das Konzept doing gender wurde die naturalistische Annahme von einem festgelegten biologischen Geschlecht erstmals in Frage gestellt.

Auf diese Darstellungen aufbauend sollen im folgenden Kapitel *queer*theoretische Ansätze dargelegt und Unterschiede zu den Gender Studies näher ausgeführt werden. Dabei wird auch die Geschichte der *Queer* Studies skizziert, welche einige Parallelen zu den Gender Studies aufweist. Abschliessend werden verschiedene Diskurslinien markiert und es wird der Bezug zur Sozialen Arbeit sowie der Bezug zur Sprache hergestellt.

4 Die Queer Theory

Sabine Hark beschreibt *Queer* Studies als einen interdisziplinären Korpus von Wissen, welcher Geschlechts(körper) und Sexualität als Instrumente und zugleich „Effekte bestimmter moderner Bezeichnungs-, Regulierungs- und Normalisierungsverfahren (...)“ begreift (Hark 1993: 104). Dies meint, dass Geschlecht und Sexualität der Kultur nicht vorausgehen, sondern ‚gleichsprünglich‘ mit ihr sind (vgl. Hark 2013: 449). Perko führt dies weiter, indem sie beschreibt, dass die Bedingungen von Geschlecht (sex und gender) in den Sozialisationsprozessen jeweils kulturell geprägt sind und keine unumstössliche Wahrheit und keine Eigenschaft darstellen (vgl. Perko 2005: 33). Eine zweite zentrale Annahme ist die These, „dass die Zwei-Geschlechter-Ordnung und das Regime der Heterosexualität in komplexer Weise koexistieren, sich bedingen und wechselseitig stabilisieren. Insbesondere garantieren sie wechselweise jeweils ihre „Naturhaftigkeit“ [Hervorhebung im Original] und beziehen ihre affektive Aufladung voneinander“ (Hark 2013: 449).

Hark hebt hervor, dass *Queer* Studies die theoretische Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang von sex, gender, Begehren und Identität als sozial gestiftet lenken. Die theoretisch entscheidende Leistung der *Queer* Theory ist, „Heterosexualität analytisch als ein entscheidendes Machtregime rekonstruiert zu haben, dessen Aufgabe die Produktion und Regulierung einer Matrix von hegemonialen und minoritären sozio-sexuellen Subjektpositionen ist“ (Hark 2013: 449). Nicht allein Subjektivitäten, Beziehungsweisen und Begehrensformen werden gemäss Hark durch das Regime der Heterosexualität organisiert, sondern auch gesellschaftliche Institutionen wie Recht, wohlfahrtsstaatliche Systeme, Ehe, Familie und Verwandtschaft. Auch in alltagskulturellen Praxen sei diese eingeschrieben, so etwa in der geschlechtlichen Arbeitsteilung (vgl. ebd.).

Wie bereits in Kapitel 2 beschrieben, wurde in der Genderdebatte die Trennung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht aufgegriffen und thematisiert. Vor allem Judith Butler's Analysen, dass sex (biologisches Geschlecht) immer schon gender (sozial/kulturell konstruiertes Geschlecht) gewesen sei (vgl. Czollek et al. 2009: 34) aber auch die These, Geschlecht sei nicht expressiv, sondern performativ, wurde aufgegriffen und im deutschsprachigen Raum kontrovers diskutiert (vgl. Hark 2013: 454).

Der Begriff der Performativität und die performative Herstellung von Geschlecht wird weiter unten ausführlich erläutert. Vertreter_innen der *Queer Studies* denken Geschlecht als eine sich verändernde und veränderbare Variable und in Anlehnung an Butler wird dies als diskursive Herstellung aufgefasst (vgl. Czollek et al. 2009: 38). Degele schreibt in Anlehnung an Foucault: „Diskurse sind eine Menge von Aussagen, die zur selben diskursiven Formation gehören“ (Degele 2008: 102). Denn Dinge sind geworden und dafür sind diskursive Zusammenhänge verantwortlich als privilegierter Ort der Konstruktion (vgl. Degele 2008: 102).

„Jeder Blick auf die Welt ist diskursiv gerahmt und trägt damit eine je nach historischem Zeitpunkt und soziokulturellem, politischen Kontext eine spezifische Brille. In der Produktivität von Diskursen liegt auch ihre Macht beziehungsweise liegt Macht schlechthin.“ (Villa 2003: 18)

Diskurse bilden also gesellschaftliche Wirklichkeiten nicht einfach ab, sondern erschaffen sie auch. Die diskursive Norm der Zweigeschlechtlichkeit beispielsweise ist auf wiederholte Zitierungen angewiesen um mächtig zu bleiben und ihre Wirkung zu entfalten.

Judith Butler bezieht sich auf diesen poststrukturalistischen Diskursbegriff, der sich aus linguistischen Konzepten ableitet. In der sprachwissenschaftlichen Tradition bedient sich der Poststrukturalismus bei Ferdinand de Saussure, der mit seinem strukturalistischen Sprachverständnis die Grundlage für ein neues Verständnis von Sprache gelegt hatte. Er begreift Sprache als ein Zeichensystem und verbindet Sprache nicht mit einem Ding und einem Namen, sondern mit einer Vorstellung und einem Lautbild (vgl. Degele 2008: 101). Durch Sprache konstruiert sich Realität. Das Sprachzeichen ist wie alle Strukturelemente differenziell bestimmt. Nicht der Inhalt, sondern die Differenz zwischen den Elementen entscheidet über die Bedeutung. Bedeutung wird also durch eine Art Ausschlussverfahren bzw. durch die Differenz zwischen den Elementen geschaffen (vgl. Degele 2008: 101). Nina Degele beschreibt hierzu als Beispiel die Begriffe Heterosexualität und Homosexualität. Die beiden Begriffe verweisen aufeinander. So ergibt der Begriff Heterosexualität nur in Abgrenzung zum Begriff Homosexualität einen Sinn (vgl. ebd.: 102).

Poststrukturalist_innen wie Michel Foucault, Jacques Derrida, Julia Kristeva, Luce Irigaray und Jacques Lacan halten zwar an der Bedeutung von Differenz fest, weil diese Hierarchien anzeigt und als Indikator für Machtverhältnisse verwendet werden kann, äussern sich aber in anderen Zusammenhängen sehr kritisch gegenüber dem Strukturalismus, weil er von einem System von Regeln und Gewohnheiten (Codes) ausgeht, das den poststrukturalistischen Denker_innen zu starr erscheint, um die gesellschaftliche Wirklichkeit mit ihren Machtverhältnissen zu verstehen. Der Poststrukturalismus betont Diskontinuität und Wandel. Er wendet sich vorab gegen festgelegte Deutungen. Damit verbunden ist ein entnaturalisierendes Denken, welches wie schon oben beschrieben davon ausgeht, dass Dinge

durch diskursiv verfasste Zusammenhänge geworden sind (vgl. Degele 2008: 102). Sprachhandlungen sind sozial normiert und beruhen auf gesellschaftlich machtvollen Übereinkünften, welche diese gesellschaftlichen Normierungen immer wieder reproduzieren und damit für Ausschlüsse und Machthierarchien sorgen (vgl. ebd.).

Auch der für die vorliegende Arbeit zentrale Begriff *queer* stammt aus der poststrukturalistischen Debatte und wurde von einigen bereits genannten Autor_innen, v.a. auch von Judith Butler stark geprägt. Wichtig ist, dass es im Zusammenhang mit dem Begriff *queer* aber sowohl um eine politische wie auch um eine akademische Bedeutung gehen muss. Diese beiden Stränge werden im Folgenden dargelegt:

Queere Politiken

Queer als politischer Begriff versteht sich als Kritik gegen Aktionsformen und soziale Bewegungen, welche grundlegende Gemeinsamkeiten oder vermeintlich natürliche Identitäten für kollektives Handeln voraussetzen (vgl. Hark 2013: 450).

Eine kurze Erläuterung des Identitätsbegriffs ist im Zusammenhang mit *queer* unumgänglich. Der Begriff der Identität stammt vom lateinischen Wort *idem* (dasselbe) und bedeutet „(...) im allgemeinen und philosophischen Sinne die „Selbigkeit“ [Hervorhebung im Original] oder das Gleichbleibende von etwas (eines Dinges, einer Person, eines Satzes usw.) mit sich selbst oder etwas anderem“ (Fuchs-Heinitz 2011: 292). Im psychologischen Sinne bezeichnet Identität, „(...) das dauernde innere Sich-Selbst-Gleichsein, die Kontinuität des Selbsterlebens eines Individuums (...)“ (ebd.).

Judith Butler grenzt sich von diesem herkömmlichen, psychologischen Identitätsbegriff ab und begreift Identität als „(...) fragmentiert, pluralistisch und im Wandel begriffen“ (Degele 2008: 108).

„Queer Studies kritisieren (eindeutige) Identitäten, die Bildung abgeschlossener Gruppen und grundsätzlich Identitätspolitik als Strukturen und Mechanismen einer mit Identität operierenden Ordnung, in der die einen eingeschlossen, die anderen ausgegrenzt sind.“ (Czollek et al., 2009: 40)

Judith Butler schreibt, dass Identität gesellschaftlich konstruiert ist und es „(...) das Subjekt als eine mit sich selbst identische Entität“ (Butler 2017: 316) nicht gibt. *Queer Studies* zielen darauf ab, kategoriale und identitätspolitische Einschränkungen zu überschreiten. Identität wird als gesellschaftliches Konstrukt, d.h. von Menschen institutionalisiert und kulturiert verstanden. Wesentlich dabei ist, dass Identität nie ohne Gesellschaft existiert, und es dabei nicht um die Frage geht, ob ein einzelnes Subjekt ohne Identität sein kann. Dabei wird die Vorstellung von einem authentischen Ich, einem statischen Identitären als Illusion entlarvt.

In *queeren* Ansätzen zeigen sich die Kategorien sex/gender, Hautfarbe, Kultur, Rollen, Ethnizität, Religionen, Klasse, Gemeinschaften usw. sowohl als Identitätsmix als auch zur Konzeption der Trans-, Cross-, Nicht-Identität als Aufhebung vermeintlich natürlicher oder eindeutiger Identitäten (vgl. Czollek et al. 2009: 41).

Dennoch war und ist für die Frauenbewegung wie für die Schwulen- und Lesbenbewegung die kollektive Identität ein wichtiges Mittel zur Solidarisierung und Identifizierung im Kampf um Sichtbarkeit und Anerkennung. Butler schreibt sogar, dass es für den Feminismus weiterhin die Kategorie ‚Frauen‘ brauche, diese aber nicht als etwas Fundierendes und unveränderlich Feststehendes aufgefasst werden sollte. Es sei weiterhin notwendig, Politik im Namen einer Identität zu machen (vgl. Villa 2003: 111). Dies dürfe jedoch nicht unhinterfragt geschehen und müsse ständig kritisch reflektiert werden (vgl. ebd.).

Queer-Theorie lässt sich in diesem Sinne mit den in Kapitel 5.1 beschriebenen Diversity Ansätzen vergleichen. Beide Ansätze interessieren sich für Diskriminierung und problematisieren eine festgelegte Identität. Sie argumentieren, dass gerade die Festlegung einer Identität zu Zuschreibungen und Bewertungsprozessen führe, welche Benachteiligung hervorrufen und soziale Ungleichheit unterstützen oder sogar rechtfertigen können (vgl. Mecheril/Plöbner 2018: 283).

Auf der individuellen Ebene bedeutet die Zuschreibung einer (kollektiven) Identität in Form von beispielsweise Namen oder Titeln wie ‚Frau‘, ‚Schwarze‘, ‚Albaner‘, ‚Schwuler‘, eine vorläufige Totalisierung der Person (vgl. Villa 2003: 47). Das heisst, dass sie mit der Anrufung aufgefordert wird, eine Identität anzunehmen. Diese ist aber nicht primär die Bestätigung einer bereits vorhandenen Identität, welche womöglich im Innern des Individuums wurzelt und sein authentisches Wesen darstellt. Alle anderen Eigenschaften eines Menschen werden dadurch verdrängt oder überblendet (vgl. ebd.: 48). Aber Butler sagt: „Eine Frau zu „sein“ [Hervorhebung im Original], ist sicherlich nicht alles, was man ist.“ (2017: 18) Sie schreibt auch, dass alle anderen Identitäten nicht einfach additiv dazu kommen, sondern dass diese die Identität eines Menschen massgeblich beeinflussen (vgl. Villa 2003: 39). „Die Identität „Frau“ [Hervorhebung im Original], ist immer eine spezifische, zum Beispiel weisse, lesbische, bildungsbürgerliche Migrantin oder blinde, heterosexuelle Arbeiterin.“ (Villa 2003: 39) Als Handlungsoption schlägt sie vor, in jeder Situation darauf zu bestehen, „(...) sich nicht durch einen Namen, eine Kategorie, eine Anrufung vereindeutigen zu lassen“ (ebd.: 111). Für Butler bedeutet der Begriff *queer* also eine kritische Position ge-

genüber der Identität als politischer Basis (Villa 2003: 108). „Queer ist immer eine Identitätsbaustelle, ein Ort beständigen Werdens.“ (Jagose 2001: 165) Sie ruft dazu auf, Identitäten und Kategorien generell ständig zu hinterfragen auf ihre Entstehung und Funktionsweise hin (Villa 2003: 44). Daher wäre es insbesondere auch falsch, den Begriff *queer* abschliessend zu definieren und damit eine weitere solche unhinterfragte Kategorie zu schaffen.

In dieser Arbeit wird bei der Darlegung von Differenzlinien und Diversity-Konzepten ersichtlich, dass diese sich auch für das Hinterfragen von Identitäten und Kategorien in der Sozialen Arbeit eignen (siehe Kap. 5). Es ist angesprochen, dass es darum gehen muss, sich beispielsweise für eine Gruppe von Menschen einzusetzen, die eine vermeintliche Kategorie eint ('Frauen', 'Geflüchtete', etc.). Gleichzeitig soll sich die agierende Person im sozialarbeiterischen Alltag aber stets bewusst sein, dass die einzelnen Personen nicht nur durch das eine Merkmal charakterisiert sind, sondern sich in anderen Identitätsmerkmalen möglicherweise stark unterscheiden.

Queer als akademisches Projekt

Zunächst entsteht *queer* in den USA Anfang der 90er Jahre als kritische Fortführung lesbischer, lesbisch-feministischer und schwuler Forschungen und Theoriebildung. Dies geschah auch im Kontext von einer sich angesichts der AIDS-Epidemie erneut radikalisierenden schwul-lesbischen Bewegung (vgl. Hark 2013: 450). Die Einführung des Begriffs erfolgte von der Literaturwissenschaftlerin Theresa de Lauretis, welche die Hoffnung äusserte, der Begriff könne geeignet sein um kategoriale und identitätsorientierte Begrenzungen, welche die Begriffe lesbisch und schwul begleiten, zu überwinden. „Queer Theory betont zweierlei – die konzeptionelle und spekulative Arbeit neuer Diskursproduktion sowie die notwendig kritische Arbeit der Dekonstruktion dieser Diskurse und dessen, was sie verschweigen.“ (de Lauretis 1991, zit. in Hark 2013: 451)

Im Folgenden wird der Begriff 'Dekonstruktion' dargelegt. „Die Auffassung, dass gender konstruiert ist, bedeutet, das Geschlecht und die Rolle der Geschlechter variabel und veränderbar ist und damit auch die Beziehung der Geschlechter, die keiner stereotypen Form aus „natürlichen“ [Hervorhebung im Original] Gründen folgt.“ (Czollek et al. 2009: 22)

Degele beschreibt das Vorgehen der Dekonstruktion, welches vor allem auf den französischen Philosophen Jacques Derrida zurückgeht. Die Entwicklung seines Vorgehens ermöglicht es, hinter scheinbar eindeutige Bedeutungen zu schauen und dahinter versteckte Ideologien und Machtansprüche aufzudecken. Die Dekonstruktion setzt demzufolge an, die Unabschliessbarkeit von Bedeutungen, von Verdrängtem, nicht Gedachtem aber implizit Vorhandenem, freizulegen. Dekonstruktion und Konstruktion haben gemeinsam, dass sie

Alltagswissen hinterfragen und daraus Irritationen erfolgen. Die beiden Verfahren entwickelten sich aber aus unterschiedlichen Kontexten, während im Konstruktivismus empirisch beobachtbare Phänomene rekonstruiert werden, geht es im Dekonstruktivismus um die symbolische Ebene von Diskursen und Theorien. Soziale Ordnung wird dabei auf sprachlicher Ebene untersucht und dekonstruiert (vgl. Degele 2008: 103).

Die Frage der Sexualität

Die *Queer* Theory problematisiert, wie unter anderem auch der lesbische Feminismus, die Heterosexualität als Norm. Im lesbischen Feminismus waren bereits Ansätze vorhanden, welche „(...) Heterosexualität als Institution, Norm oder produktive Matrix konzipierten und die Verschränkung von (Hetero-)Sexualität und Geschlecht untersuchten“ (Hark 2013: 452). Allerdings grenzte sich die *Queer* Theory anfangs deutlich vom Feminismus ab. Da dort gender explizit als heteronormativ begriffen werde, stelle der Feminismus kein Instrument für die Analyse der Sexualität bereit (vgl. Hark 2013: 452.) Die *Queer* Theory rückte daher die hetero / homo-Binarität ins Zentrum, welche als hierarchische Figur begriffen wurde. Denn die kritische Analyse der Definition von homo / heterosexuell sei für das Verständnis jeglichen Aspekts moderner westlicher Kultur immanent (vgl. ebd.). *Queer* Theory fragt wie diese Binarität, soziale Institutionen, politische Gebilde, Wissensfelder und kulturelle Bedeutungssysteme die Subjektivitäten, Normen und sozialen Verhältnisse konfiguriert und strukturiert. Weiter fragt die *Queer* Theory, wie Heterosexualität grundlegend in Gesellschafts- und Geschlechterverhältnisse als Heteronormativität eingeschrieben ist (vgl. ebd.: 453).

Sexualität ist demnach aus *queer*theoretischer Perspektive kein Moment des Privaten, kein Persönlichkeitsmerkmal und kein privater Lebensentwurf, sondern eine Kategorie der Macht. Sexualität wird als herrschaftskritische, analytische Kategorie konzipiert, die genauso wie Geschlecht, Ethnie oder Klasse als Kategorie sozialer und politischer Strukturierung fungiert (vgl. ebd.). Sexualität positioniert Individuen an der Peripherie oder im Zentrum und funktioniert dabei als eine regulierende Praxis bzw. als gesellschaftliches Ordnungsprinzip. Hark meint damit, dass alle Individuen aufgrund ihrer Sexualität immer in einem bestimmten Verhältnis zu ökonomischen, institutionellen oder sozialen Ressourcen respektive Privilegien positioniert sind. Auch die Frage, ob und inwiefern ein Individuum rechtlichen Schutz erhält, der sozialen Kontrolle unterworfen ist oder gar in seinen Bürgerrechten eingeschränkt wird, kann mit der Sexualität zusammenhängen (vgl. ebd.).

Im Kapitel 6 werden Begriffe erläutert, welche auf Diskriminierungsformen bezogen auf die Sexualität hinweist.

Heterosexuelle Matrix

Hark schreibt, dass das Konzept der heterosexuellen Matrix als einer der zentralen Beiträge von Judith Butler sowohl für die Gender Studies, wie auch für die *Queer Studies* gelte (vgl. Hark 2013: 454). Es sei diese Matrix, welche die Einheit von Geschlecht, Identität und Sexualität organisiere und aufrechterhalte, sagt Hark. Hark betont, dass die Matrix selber allerdings ein Ergebnis ständiger wiederholender performativer Akte sei und zu Ausschlüssen und Verwerfungen von Handlungen und Subjektpositionen beitrage, welche nicht mit einer heterosexuellen Geschlechtsidentität übereinstimmen. Butler fragt nach Möglichkeiten, einer Wiedereinsetzung dieser verworfenen Subjektpositionen und nach der Bedeutung der Wiedereinsetzung ins Symbolische (vgl. ebd.).

Judith Butler als Verfechterin des Poststrukturalismus braucht den Begriff der Performativität und definiert diesen in Anlehnung an Austins als ein wiederholtes (sprachliches) Tun, das eine produktive und generative Wirkung auf die soziosymbolische Realität entfaltet, gerade weil es auf kontingenten sozialen Grundlagen operiert (vgl. Villa 2003: 26f). Das ‚Sein‘ oder ‚So-Sein‘ eines Geschlechtes ist demnach kein ontologischer Status, der aus einer vordiskursiven Wirklichkeit schöpft, sondern das Ergebnis performativer Inszenierungen, die sich selbst erfolgreich als Sein darstellen, d.h. ihre Konstruiertheit verschleiern und einen Naturalisierungseffekt hervorrufen (vgl. Butler 2014: 79). Geschlechtsidentität erscheint damit als das Ergebnis einer rituellen Wiederholungspraxis. Um existieren zu können, muss das Subjekt zunächst in ein kulturelles Dasein hineingerufen worden sein, d.h. diskursiv-machtvoll konstituiert (nicht konstruiert bzw. determiniert) werden. Beispielsweise bekommt das neugeborene Kind durch die performative Direktive der Ärztin: "Es ist ein Mädchen!" eine Geschlechtsidentität zugewiesen, die im Laufe des Daseins vielfach wiederholt und von verschiedenen Stellen her erneuert werden wird. Im ärztlichen Kategorisieren des Kindes als ‚Mädchen‘ wird also eine Kette konventioneller Äußerungen wiederholt, die „(..) geschichtlich aufgebaut und zugleich verborgen (...) (Butler 2006: 84) ist und der geschlechtlichen Anrufung erst ihre Kraft verleiht.

Um den Bezug zur Sozialen Arbeit, zu Sprache und zu Differenz deutlich zu machen, wird im folgenden Abschnitt kurz auf die Geschichte der *Queer Studies* eingegangen.

Queer times

Sabine Hark führt aus, dass die *Queer Studies* im US-amerikanischen Kontext zu einem Zeitpunkt entstanden, als in der US-amerikanischen Gesellschaft eine Veränderung im Gang war, welche ökonomische, politische und kulturelle Formen aufbrach (vgl. Hark 2013: 457). Im Zuge der Erfolge des ‚lesbischen Feminismus‘ und von ‚Gay Liberation‘ in den

70er Jahren traten vermehrt Lesben und Schwule als politische Akteur_innen auf und beteiligten sich an den Kämpfen zur Artikulation einer neuen Gesellschaft (vgl. ebd.). Gay Liberation hatte ihren Ursprung in New York, wo sich am 27. Juni 1969 Widerstand erhob, als die Polizei in einem Lokal von homosexuellen und trans* Menschen, dem Stonewall Inn an der Christopher Street in New York, Razzien durchführte. Der Widerstand zog sich über Wochen hin und wurde zum internationalen Datum der schwulen, lesbischen, und trans-gender Freiheitsbewegung (vgl. Jagose 2001: 37f).

Christliche und rechte Kreise konfrontierten die lesbisch-schwulen Communities mit einer aggressiven, homophoben und sexistischen Mobilisierung, welche die sozialen und ökonomischen Probleme an Homosexualität, Feminismus, Pornografie und Unmoral knüpfte. Sexualität wurde zum Schauplatz der Verhandlung der gesellschaftlichen Krise (vgl. Hark 2013: 457). Durch die AIDS-Krise, welche eng mit der männlichen Homosexualität verknüpft wurde, waren die 'Verursacher' schnell gefunden. Der rechte Diskurs setzte deshalb konsequent auf die Re-Ideologisierung der monogamen Heterosexualität. Heterosexualität und auch die monogame Kleinfamilie wurden demzufolge zum Symbolträger gesellschaftlicher und sogar nationaler Stabilität (vgl. ebd.).

Durch die politische Neuordnung wurden homosexuelle Menschen damit konfrontiert, für grosse Teile der Gesellschaft unerwünscht und verzichtbar zu sein. Die Aids-Krise, aber auch aber auch die Einteilung nach Geschlecht, Klasse und Rasse innerhalb der LG-Community zeigte die von Ungleichheit bestimmte Heterogenität auf. „Die Idee einer homogenen Gemeinschaft von Schwulen und Lesben hatte sich so nicht nur als Fiktion erwiesen, sondern war auch als effektives Moment marginalisierender Grenzziehungen innerhalb der lesbisch-schwulen Communities sichtbar geworden.“ (Hark 2013: 457-458)

Die Politik, welche die Integration einer 'Minderheit' in die Mehrheitsgesellschaft forderte, war an ihre Grenzen gestossen. Hark definiert dies als den Moment von *queer*. Die Aids-Krise hatte deutlich gemacht, dass eine Identitätsbildung, welche aufgrund eines gemeinsamen Gefühls oder einer gemeinschaftlichen Erfahrung beruhte, scheitern und zu Separatismus und Spaltung der Gruppe führen kann (vgl. ebd.). Gleichzeitig regte sich in bestimmten Kreisen der homosexuellen Community Widerstand gegen die Gruppen, welche sich für die Verbesserung der Lage von homosexuellen Menschen stark machten, sich aber in den heterosexuellen Strukturen und der heterosexuellen Vorherrschaft einfügten (vgl. Jagose 2001: 37 – 61).

Im deutschsprachigen Raum wurde, wie schon erwähnt, die *Queer* Theory zunächst durch Judith Butlers Buch ‚Das Unbehagen der Geschlechter‘ (Originalversion: Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity) wahrgenommen und kontrovers diskutiert. Für Feminist_innen war es zunächst unmöglich, dass die Identitäts-Kategorie 'Frau', welche als

Fundament von feministischer Politik galt, nicht mehr sein sollte. Heterosexualitätskritische Perspektiven blieben zuerst ausgeblendet. Nach und nach entstanden aber die ersten identitätskritischen Perspektiven, sowie Arbeiten zur Dekonstruktion von Identitätspolitik, Studien zur gesellschaftspolitischen Regulierung von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität, welche im Feld der *Queer*-Studies verortet werden konnten. Als deutliches Charakteristikum der deutschsprachigen *Queer*-Studies gilt, dass *queere* und feministische Perspektiven sich aufeinander beziehen und sich nicht gegenseitig ausschliessen (vgl. Hark 2013: 455 – 456). In der Sozialen Arbeit gibt es noch wenig Bezüge zur *Queer*Theory. Dies wird in Kapitel 5 sichtbar gemacht.

Im Folgenden wird auf den Begriff der Heteronormativität eingegangen. Die Kritik an derselben ist ein grundlegender Teil der *Queer* Theory von Judith Butler. Heteronormativität basiert auf der Meinung, dass das Menschsein natürlicherweise zweigeschlechtlich organisiert sei und dass Heterosexualität die ausschliessliche und essenzielle Grundlage sei (vgl. Degele 2008: 89). Hark schreibt, dass das heterosexuelle Paar als das ultimativ rationale Konzept menschlicher Beziehungen schlechthin gelte. Dahinter verstecke sich ein kulturelles Selbstverständnis, dass es ohne heterosexuelles Paar gar keine Gesellschaft gäbe (vgl. 2013: 460). Die heteronormativen Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschemata müssen den Beteiligten nicht bewusst sein. Degele schreibt in Anlehnung an Pierre Bourdieu, dass die Heteronormativität wie ein Habitus funktioniere. Sie zitiert Bourdieu dahingehend dass

„Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind als strukturierende Strukturen zu wirken mit anderen Worten: Als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv „geregelt“ [Hervorhebung im Original] und „regelmässig“ [Hervorhebung im Original] sein können, ohne im geringsten das Resultat gehorsamer Erfüllung von Regeln zu sein.“ (Bourdieu 1976: 164 f. zit. in Degele, 2008: 89)

Heteronormativität ist nicht nur in den Individuen mental und physisch verankert, sondern auch in gesellschaftlichen Strukturen. Degele nennt dazu als Beispiele in der Rechtsprechung den besonderen Schutz der Ehe und die Subventionierung dieses Paarungsmusters, in der Bildung die Schulbücher (Mami spült, Papi arbeitet), in der Wissenschaft im Bereich Biologie die vorherrschende Konstruktion von aktivem Sperma und passivem Ei (vgl. Degele, 2008: 89).

Queer Studies versucht mit dem Begriff der Heteronormativität diese Verankerung zu durchbrechen und Heterosexualität als Norm, Institution und Matrix sichtbar zu machen. Zum Einen werden die Reproduktionsmechanismen, Vernetzungen und Zwänge, welche dafür sorgen, dass Heterosexualität als Institution zeitlos, unveränderbar und ohne Gesicht

erscheint, in den Blick gerückt. Zum Anderen wird analysiert, wie Heterosexualität in die soziale Textur unserer Gesellschaft, in kulturelle Vorstellungen von Körper, Familie, Individualität, Nation wie auch in die Trennung von privat/öffentlich eingesponnen ist, ohne selbst als soziale Textur sichtbar zu sein (vgl. Hark 2013: 460). Hark zitiert Sedgwick mit der Aussage: „Heterosexualität historisch sichtbar zu machen, ist deshalb so schwierig, weil es der Heterosexualität unter ihren verschiedenen institutionellen Pseudonymen wie Erbschaft, Heirat, Dynastie, Familie, Domestizität oder Bevölkerung erlaubt wurde, sich vollständig als die Geschichte selbst zu maskieren“ (Sedgwick 1993: 10, zit. in Hark: 2013: 460). Der Begriff Heteronormativität zielt darauf, wie Heterosexualität als unhinterfragte normale Praxis sozialen Lebens produziert wird. Die Stabilität von Heterosexualität begründet sich nicht in einer ahistorischen Natürlichkeit oder darin, dass sie die Geschichte selbst ist. Die Stabilität resultiert aus dem Dispositiv andauernd durchgesetzter normativer, gesetzlicher und kultureller Regulierungen, welche wechselseitig miteinander verschränkt sind. Diese Regulierungen bringen die heteronormativ organisierte, zweigeschlechtliche symbolische Ordnung als Medium der Verständigung über sexuelle und geschlechtliche Identität hervor (vgl. ebd.). Heterosexualität gilt als Norm, auch für diejenigen, welche nicht heterosexuell leben.

Hark schreibt, dass sich *Queer Studies* mit dem Begriff oder der Kritik an Heteronormativität im Kontext normalisierungstheoretischer Perspektiven positionieren (vgl. ebd.). Theoretische wie politische Verwendungsweisen von *queer* operieren mit und rekurren auf die historisch komplexen Bedeutungen. Diese gehen über die homophoben Verwendungsweisen hinweg, sind aber dennoch eng mit diesen verbunden. „Es bezeichnet zugleich das Bekannte – insofern es dem Vertrauten, dem Normalen gegenübergestellt ist und ihm eine feste homophobe Definition zugewiesen wird – und das Unbekannte – insofern die verschiedenen Bedeutungen von *queer* im Bereich des Dubiosen, Undurchsichtigen und Irreführenden angesiedelt sind.“ (Hark 2013: 461)

Der Begriff Queer wurde schon in den Schlüsselbegriffen erläutert und die Definition verweist auf den spezifischen Einsatz von *queerem* Denken und Aktivismus: die (naturalisierte) Normalität und bestimmte Unterscheidungen, wie wahr/falsch, privat/öffentlich, welche für unsere Kulturen und sozialen Ordnungen relevant sind, werden in Frage gestellt und zerbröseln. *Queer* bedeutet Widerstand gegen das Regime des Normalen (vgl. Hark 2013: 461). *Queer Theory* nehmen ihre Positionierungen am Rande der heteronormativen Kultur als sonderbar und seltsam an. Sie positionieren sich als Falschgeld zur offiziellen Währung geschlechtlicher und sexueller Repräsentationen. Sie versuchen von ihrer Position aus die dominante Ordnung von Geschlecht und Sexualität zu „(...) verpfuschen und den Effekt des "Natürlichen" [Hervorhebung im Original] zu destruieren“ (ebd.: 462).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich *queer* als politisches und akademisches Projekt auch im deutschsprachigen Raum etabliert hat. Wichtig sind die Kritik an der heterosexuellen Matrix und die Erkenntnis, dass Geschlecht und Sexualität gleichsprüchlich sind mit der Kultur ebenso wie die These, dass Geschlecht performativ hergestellt wird.

Im Folgenden soll darauf eingegangen werden, wie verschiedene Stränge der *Queer* Theory Einfluss auf die Soziale Arbeit haben oder haben könnten, und welche Voraussetzungen für eine solche Einflussnahme auf den Alltag der Sozialen Arbeit erfüllt sein müssen.

4.1 Queerfeminismus

*Queer*feministische Ansätze beziehen sich auf Feministische Theorien, Feminismus und *queere* Theorien und verbinden alle Ansätze miteinander. Wie schon oben beschrieben sind diese Ansätze vor allem im deutschsprachigen Raum vorhanden. Sie werden verstanden als Feminist Studies, bzw. Lesbian oder Gay Studies oder stehen in enger Verbindung dazu (vgl. Czollek et al. 2009: 35). In der Sozialen Arbeit wurden unter diesem Gesichtspunkt Projekte von/für Lesben und Schwule, Lesbenberatungsstellen, Schwulenberatungsstellen initiiert. Doch es bedeutet nicht, dass sich alle Lesben oder Schwule als *Queer* bezeichnen. Zugehörigkeits- und Abgrenzungsfragen werden heftig diskutiert (vgl. Czollek et al. 2009: 35).

4.2 Lesbisch-bi-schwul-transgender *queere* Richtung

Die Lesbisch-bi-schwul-transgender *queere* Variante verwendet den Begriff *queer* als Synonym für Lesbisch, Bisexuell, Schwul und Transgender. Der Einbezug von Bisexuell und Transgender eröffnet Menschen, welche einen erschwerten Zutritt sowohl zur heterosexuellen aber auch zur schwulen und lesbischen Community haben Räume, in welchen sie sich wiederfinden können (vgl. Czollek et al. 2009: 36). Die Bedeutung des Begriffs Transgender kann auf zwei Arten verstanden werden:

- Transgender als Annäherung an das jeweilige andere Geschlecht das bedeutet, dass die Dichotomisierung auf die Ausgangskategorien Mann/Frau bestehen bleibt.
- Transgender als Oberbegriff für alle Personen, für welche das gelebte Geschlecht keine zwingende Konsequenz aus dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht ist.

Die Internet Plattform ‚du-bist-du‘ kann in diesen Bereich angesiedelt werden (vgl. www.du-bist-du.ch). Auf dieser Plattform wird Menschen Hilfe angeboten, welche sich in ihrem ‚Findungs‘-Prozess bezüglich der sexuellen Orientierung oder der Geschlechtsidentität befinden. Auf Internetplattform können Menschen gebucht werden um beispielsweise in Jugendtreffs Vorträge zu halten. Zusätzlich bietet die Plattform für alle Fragen zu Themen wie Coming-Out, Sex-HIV und STI, Recht und Politik, Mobbing, Gewalt und Religion einen Informationspool an. Weiter sind Adressen für Events und spezifische Gruppen verlinkt. Für Klient_innen der Sozialdienste, Nutzer_innen von Jugendtreffs, Bewohner_innen von (Jugend)heimen ist es wichtig, dass Sozialarbeitende Fachstellen kennen und sie mit diesen vernetzen können.

Der plural queere Ansatz, welcher im folgenden Kapitel skizziert wird, geht zugleich auf einen Grossteil der Kritik an *queer*theoretischen Ansätzen ein und skizziert eine Diskussionslinie, welche sich auch in Diversity-Ansätzen wiederfinden könnte (siehe Kapitel 5 und 5.1). Im Weiteren ist es eine Zusammenfassung der *Queer* Theory, welche durch die Verfasserin dieser Arbeit im obigen Kapitel erläutert wurde.

4.3 Plural-queerer Ansatz

Der plural-*queere* Ansatz soll in der folgenden Tabelle kurz skizziert werden:

<i>queere</i> Kritik an	<i>queere</i> Ansätze/Alternativen in Bezug auf
(1) Heterosexualität und Heteronormativität	(1) Geschlechtervielfältigkeit und vielfältige Alchemie des Begehrens, Antinormativität
(2) Begrenzung der Analyse auf sex/gender	(2) Verknüpfung von sex/gender mit anderen gesellschaftlichen Regulativa wie Hautfarbe, Kultur, kulturelle Herkünfte etc.
(3) Eindeutige Identitäten, Bildung abgeschlossener Gruppen und Identitätspolitik	(3) Cross-Trans-Nicht-Identität in seiner Mehrdimensionalität, Unbestimmtheit, Unabgeschlossenheit; Gruppen ohne kollektiven Identitätsbegriff; Pluralitätsmodell

Tabelle 1 (vgl. Czollek et al. 2008: 37)

- (1) *Queer* Studies kritisieren, wie schon beschrieben, die Heterosexualität in den Kategorien Mann*/Frau* als vermeintlich natürliche Setzung. Über die Sozialisation wurde gelernt zu handeln wie ein Mann und wie eine Frau. Es wurde gelernt, dass ein Mann eine Frau begehrt und umgekehrt. Dies ist ein gesellschaftlicher Code, der von vielen

verinnerlicht wurde. Als Abweichung und krank gilt, was dieser Form nicht entspricht (vgl. Czollek et al. 2008: 37). „Queere Analysen entlarven jene Vorstellungen ideologisch als normative abgesicherte, die Menschen auf ihr biologisches Geschlecht und Begehren festschreiben.“ (Czollek et al. 2009: 38) Aus *queerer* Perspektive schreibt die Konstruiertheit heterosexueller Mann*/heterosexuelle Frau* eine Eindimensionalität fest, die der menschlichen Vielfalt nicht gerecht wird. Die angeblichen Wahrheiten und essentialistischen Vorstellungen betreffend Heterosexualität und Heteronormativität werden von *queeren* Konzepten dekonstruiert und zwar zugunsten einer Vielfalt der Geschlechter und zugunsten von vielfältigen Möglichkeiten des Begehrens. Geschlecht wird als eine sich verändernde und veränderbare Variable gedacht. Wie schon in Kapitel 4 beschrieben wird Geschlecht von Judith Butler als diskursiv hergestellt aufgefasst. Queer Studies richten ihr Augenmerk als Alternative auf jene Schnittstellen, wo das biologische Geschlecht (sex), das soziale Geschlecht (gender) und das Begehren nicht zusammenpassen (vgl. Czollek et al. 2009: 38).

Bedeutung für die Soziale Arbeit

Wenn sich die Soziale Arbeit an der Vielfalt von Genderformen orientiert, anerkennt sie die Menschen in ihren unterschiedlichen Seins- und Daseinsformen, ohne Differenzen auszulöschen. Dies führt in der Folge auch dazu, dass keine Bewertung mehr vorgenommen wird (vgl. Czollek et al. 2009: 39). Somit kann eine Einteilung der Geschlechter in Mann* und Frau* zugunsten der Nutzer_innen der Sozialen Arbeit, welche eine andere Genderidentität leben, erweitert werden. Dies aber fordert die Sozialarbeitenden heraus, ihre eigenen verinnerlichteten Bilder und Vorstellungen von gender kritisch zu hinterfragen und zu reflektieren. Zugleich kann die Integration von Heterosexualität in die Vielfalt der Begehren, die Norm der Heterosexualität durchbrechen.

- (2) *Queere* Theorien im deutschsprachigen Raum wurden dafür kritisiert, dass sie den Blick einseitig auf sex und gender fokussieren und dabei rassistische Strukturen nicht bedenken. Die Kritik wurde dahingehend formuliert, dass der Diskurs und eine Politik von Weissen geführt wird, die ihr Weiss-Sein nicht reflektieren und beispielsweise Transgender Migrant_innen oder schwul-lesbische Geflüchtete in ihren Überlegungen aussparen. Der plural-*queere* Ansatz verknüpft die beiden Kategorien mit anderen gesellschaftlichen Regulativa (z.B. Hautfarbe, Kultur, kulturelle Herkunft, Behinderung), welche den Status eines Menschen in der Gesellschaft bestimmen. Der plural-*queere* Ansatz tritt ein für die Abschaffung der jeweiligen Hierarchien, welche durch den Status den Menschen an der Macht oder den Rechten teilhaben oder nicht teilhaben lässt. Er

plädiert im ethischen und politischen Sinn für die gleichberechtigte Anerkennung, die gleichen Rechte, einen gleichberechtigten Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen und die gleichen Möglichkeiten für alle Menschen (vgl. Degele, 2009: 40).

Bedeutung für die Soziale Arbeit

Soziale Arbeit hat oft mit Menschen zu tun, welche in mehreren Bereichen Diskriminierung erfahren (beispielsweise transgener, schwarz, nicht deutsch-sprechend, muslimisch). Dort gilt es das Augenmerk darauf zu legen, Menschen in ihrer Vielfalt und mit ihren Erlebnissen wahr- und ernst zu nehmen. Es gilt, die vielfachen Diskriminierungsstrukturen als miteinander verwoben und zusammenhängend zu betrachten (vgl. Czollek et al. 2009: 40). Auf einem Sozialdienst ist es beispielsweise wichtig zu erkennen, welche Faktoren für den Menschen gerade dringend sind. Beispielsweise kann ein junger Mensch sich nicht auf die Suche einer Lehrstelle fokussieren, wenn er sich in seiner muslimischen Familie aufgrund seiner Transidentität nicht mehr aufgehoben fühlt und er von seinen weissen Mitschüler_innen Diskriminierung aufgrund der Hautfarbe erlebt.

- (3) Die Kritik der *queer*-Studies an der Bildung abgeschlossener Gruppen und grundsätzlich an Identitätspolitik, welche die einen einschliessen und die anderen ausgrenzen, zielt darauf ab, kategoriale und identitätspolitische Einschränkungen zu überschreiten, sowie das Subjekt als unbestimmt, mehrdimensional und ungeschlossen zu beschreiben. In den *queer*-Studies wird dagegen nicht bestimmt und festgelegt, welche Menschen sich *queer* nennen könnten (vgl. Czollek et al. 2009: 41).

Bedeutung für die Soziale Arbeit

„Queer Studies richten den Blick auf die Grundstrukturen und die Wurzeln einer mit Identität operierenden Ordnung, und formulieren Kritik gegen *alle* [Hervorhebung im Original] eindeutigen und vermeintlich natürlichen Identitäten und Identitätspolitik.“ (Czollek et al. 2009: 42) Czollek et al. schreiben, dass diese Haltung für Sozialarbeiter_innen bedeutet, die eigene Position als Menschen, welche eine Institution und die Gesellschaft repräsentieren, zu reflektieren. Sozialarbeiter_innen sind aufgrund ihrer professionellen Rolle dazu aufgerufen, Herrschafts- und Machtstrukturen, welche sich auf Nutzer_innen, Klient_innen der Sozialen Arbeit auswirken, zu kritisieren und auf Veränderung zu fokussieren.

4.4 Kritik an der *Queer Theory*

Die folgenden Kritikpunkte lassen sich nicht als abschliessende Kritik an der *Queer Theory* verstehen. Aufgeführt sind die Punkte, welche die verfassende Person dieser Arbeit in Bezug auf die Fragestellung und die Implementierung von *Queer Studies* und einer *queerge*-rechten Sprache, sowie in der Überwindung von Differenzen in der Sozialen Arbeit als relevant ansieht.

Wie schon im obigen Abschnitt beschrieben, wurde *queer* dahingehend kritisiert, rassistische Strukturen nicht zu bedenken (vgl. Czollek et al. 2009: 38). Die Auseinandersetzung mit der Interdependenz³ und der Abhängigkeit von „(...) heteronormativen Denkweisen und Strukturen mit rassistischen, klassenspezifischen und körpernormierenden Herrschafts- und Machtverhältnissen“ (Klapeer 2015: 42) sowie die Benennung von Ungleichheiten müsse vermehrt in den Blick gerückt werden (vgl. Klapeer 2015: 42).

Ein weiterer Kritikpunkt ist, dass der dekonstruktivistische Feminismus vor allem im akademischen Kontext der Universitäten stattfindet. Ausserhalb des akademischen Fachpublikums stosse dies auf geringes Interesse. Männer* seien Männer* und Frauen* seien Frauen*. Bei der Zurechnung und Differenzierung reiche Alltagswissen aus (vgl. Degele, 2008: 109).

Dies könnte ein Grund sein, warum sich die Soziale Arbeit bisher nicht oder nur sehr wenig mit der *Queer Theory* beschäftigt hat.

Vertreter_innen der *Queer Theory* setzen sich dafür ein, dass der Begriff *queer* nicht abschliessend definiert werden darf, „(...) wie auch sonst keine identitätsbezogene Bezeichnung oder Kategorie“ (Villa 2003: 110). Vielmehr soll *queer* „(.) ein Ort permanenter Auseinandersetzung sein“ (ebd.). Damit halten sie der Kritik entgegen, dass *queer* oft als Sammelbegriff, als „(...) Koalition nicht-normgerechter sexueller Identitäten (...)“ (Jagose 2001: 141) und somit als weitere, fixe Kategorie verwendet wird, obwohl genau das aufgelöst werden soll (ebd.: 144). „Am heftigsten umstritten ist wohl der Gebrauch von *queer* als Sammelbegriff für sehr unterschiedliche Subjekte, deren Zusammengehörigkeit aufrechterhalten wird, indem sie sich gegenseitig in Bezug auf nicht-normative sexuelle Praktiken und Identitäten unterstützen“ (Jagose 2001: 141). Von Seiten der Schwulen und Lesben wird unter anderem vorgeworfen, ihr „(...) hart errungenes Ansehen und das Zusammengehörigkeitsgefühl gehen in einem Begriff verloren, dessen einzige Besonderheit sein Widerstand gegen die Konvention ist“ (Jagose 2001: 144).

³ Interdependenz = gegenseitige Abhängigkeit (<https://www.duden.de/rechtschreibung/Interdependenz>)

Der Begriff LGBTIQ⁴ scheint aus diesem Blickwinkel angemessen und differenziert, da *queer* nur ein Buchstabe neben vielen anderen ist, was aber auch sichtbar macht, dass Begrifflichkeiten sich verändern können. Die Entwicklung dieses Begriffs wird in Kapitel 6 erläutert.

5 Auf der Suche nach queeren Ansätzen im Handbuch der Sozialen Arbeit

Im Handbuch der Sozialen Arbeit, welches die wichtigsten Theorien in der Sozialen Arbeit in der Schweiz abbildet, findet sich im Inhaltsverzeichnis nichts zu *queeren* Ansätzen. Im Sachregister schliesslich, hat es sieben Angaben zu *queer*, welche teilweise aber in den gleichen Texten mehrmals erwähnt werden.

- Susanne Maurer und Michael May legen im Kapitel ‚Gender, Genderforschung‘ die Begriffe Dekonstruktion und Intersektionalität dar (vgl. Otto et al. 2018: 481 – 483). Die Autor_innen diskutieren die *Queer* Studies kontrovers im Zusammenhang mit Sozialer Arbeit, weil sie feststellen, dass die binäre Ordnung noch zu fest materialisiert ist. Die Soziale Arbeit könne aber einen Rahmen bieten, um Adressat_innen der sozialen Arbeit die Gelegenheit zu geben, neue Erfahrungen mit sich selber und anderen zu machen, welche die binäre Ordnung überschreiten (vgl. ebd.: 481). Dies könnte zum Beispiel durch Rollenspiele geschehen, welche unterschiedliche Differenzlinien benennen und so immer wieder neue Gruppenkonstellationen hervorrufen.
- Maria Eleonora Karsten bringt Gender Mainstreaming in Zusammenhang mit dem Begriff *Queer*. Gender Mainstreaming beschreibt sie als einen Prozess, welcher das gesamte Handeln umfasst, „(...) das sich auf den Abbau von Ungleichheiten und die Entwicklung von Gleichstellung hinsichtlich gesellschaftlich und kulturell geprägter Ungleichbehandlung in Rollen, Rechten, Pflichten und Interessen von Frauen und Männern bezieht, (...)“ (Karsten 2018: 491). Explizit erwähnt wird hier von Karsten, dass das Konzept, welches 1995 an der Weltfrauenkonferenz in Peking verabschiedet wurde, ab 2013 auch *Queers* einschliesst. Karsten schreibt, dass Sozialpädagogik immer unter spezifischen Organisationsbedingungen in der öffentlichen Verantwortung stattfindet und daher das Konzept durchgängig Geltung habe (vgl. ebd.).

⁴ Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Intersexual, Queer, * (Menschen welche sich nicht in der Kategorialgenderung wiederfinden können/wollen)

- Im Weiteren wird der Begriff *queer* in einem Text über Eltern und Elternschaft verwendet. Es geht um die rechtliche Anerkennung von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, welche sich allerdings in einigen wichtigen Bereichen unterscheiden und gegenüber heterosexuellen Familien benachteiligt werden, beispielsweise im Adoptionsrecht und beim Sorgerecht (vgl. Oelkers 2018: 301).
- Regina Klein betont im Kapitel Kulturtheorien die radikale Infragestellung der klassischen Natur / Kultur Dichotomie der *Queer-* und Disability Studies (vgl. Klein 2018: 901).
- Im Kapitel ‚Diversity und Soziale Arbeit‘ von Paul Mecheril und Melanie Plößer weisen die Autor_innen darauf hin, dass das Konzept der Diversity die Thematisierung von Differenz in der Sozialen Arbeit überhaupt erst möglich gemacht hatte (vgl. Mecherli/Plößer 2018: 283).

Von den im Handbuch der Sozialen Arbeit erwähnten Begrifflichkeiten und Konzepten eignet sich nach Ansicht der schreibenden Person insbesondere das Diversity-Konzept, um einen Bezug zur *Queer* Theory herzustellen. Obwohl viele Diversity-Konzepte die Differenzen bejahen und einen Umgang mit Differenz schaffen wollen, anstatt sie zu eliminieren oder zu negieren, geht es in einigen Konzepten darum, einen reflexiven Bezug zu Differenzen zu schaffen und die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsstrukturen aufzudecken.

5.1 Diversity-Konzept

Die verfassende Person dieser Arbeit hat sich für dieses Kapitel vor allem auf den Text ‚Diversity und Soziale Arbeit‘ im Handbuch für Soziale Arbeit von Paul Mecheril und Melanie Plößer beschränkt (2018: 283-292). Weitere Autor_innen werden nur in kurzen Abschnitten zu Rate gezogen. Es ist der verfassenden Person dieser Arbeit bewusst, dass dies nur einen kurzen Einblick in Diversity-Konzepte gibt. Im Rahmen dieser Arbeit konnte das Thema aber nicht weiter vertieft werden.

Um das Diversity-Konzept darzulegen, muss zuerst der Zugang zu Differenz und Differenzlinien in der Sozialen Arbeit erläutert werden. Der folgende Abschnitt widmet sich einer etwas ausführlicheren Begriffsklärung zum Thema Differenz und leitet damit zu einer Darstellung des Diversity-Konzepts über. Die schreibende Person sieht hier eine mögliche Antwort auf die Frage nach einem Beitrag der *Queer* Theory für den Alltag der Sozialen Arbeit.

Die Bedeutung des Wortes Differenz stammt aus dem lateinischen ‚differentia‘, bzw. vom Verb ‚differre‘. Differre ist zusammengesetzt aus ‚di(s)‘ (meint auseinander und ‚ferre‘ (meint

tragen) (vgl. <https://www.wortbedeutung.info/Differenz/>). Differenzlinien werden entlang von Kategorien erzeugt und bearbeitet, welche sich aufteilen in körperorientierte (z.B. Geschlecht, Sexualität, Ethnie), in sozialräumliche (z.B. Klasse, Nation/Staat, Kultur) und in ökonomisch orientierte Differenzlinien (z.B. Besitz, gesellschaftlicher Entwicklungsstand) vgl. (Lutz/Wenning 2001: 21). Kessler und Plöcker weisen wie oben erwähnt darauf hin, dass es die Thematisierung von Differenz überhaupt erst möglich gemacht habe, die Soziale Arbeit zu institutionalisieren (vgl. 2010: 7). Die Autor_innen beschreiben das Verhältnis von Sozialer Arbeit zu Differenz als konstituierendes Merkmal von sozialpädagogischen Interventionen, welche aber als Folge Normalisierung und Andersheit reproduzieren. Soziale Arbeit erhält ihre Legitimation dadurch, dass Differenz und Andersheit als Aspekte angesehen werden, welche es zu verändern und zu verringern gilt. Subjekte, welche als ‚anders‘ oder als ‚problematisch‘ markiert werden, gilt es anzupassen um zu einer Normalisierung und Homogenisierung der Gesellschaft beizutragen. Die Arbeit an der Differenz ist immer auch mit einer Fokussierung auf bestimmte Differenzlinien (z.B. Migration, Jugend) und mit einer Ausblendung anderer Differenzkategorien (z.B. Klasse, Sexualität) verbunden. Soziale Arbeit wird als Instanz verstanden, welche einerseits eine epistemische Grundorientierung an Andersheit und andererseits den praktischen Umgang mit Adressat_innen differenzierend ordnet. Bezugnahmen auf Klassifizierungen sind unvermeidlich um fehlende Ressourcen, Diskriminierungen und Benachteiligungen der Adressat_innen problematisieren zu können (vgl. Mecheril/Plöcker 2018: 284). Diese Bezugnahmen werden auch in Gender Theorien eingesetzt (vgl. Kapitel 3).

Ein weiterer Bezugspunkt der sozialen Arbeit ist in der Diskussion um Differenz und Heterogenität als Folge von pluralisierenden Lebenslagen zu finden. Durch gesellschaftliche Entwicklungen (wie Flucht- und Migrationsbewegungen) lassen sich Prozesse einer Pluralisierung und einer Vermischung und Vervielfältigung von Denk-, Gefühls- und Handlungsmustern beobachten. Differenz erweist sich nicht mehr als das besondere Andere, sondern als allgemeines Kennzeichen sich differenzierender und pluralisierender Lebenswelten (vgl. Mecheril/Plöcker 2018: 284).

Die Thematisierung von Differenz als Effekt einer machtvollen Differenzordnung, welche zu Ungleichheiten, Homogenisierung und Ausschlüssen führt, ist ein weiterer Zugang zu Differenz in der Sozialen Arbeit (vgl. ebd.).

Mit der sozialen Unterscheidungspraxis, dem ‚doing difference‘ wird immer auch auf in vorgängigen Unterscheidungspraxen erzeugte Normen und Logiken Bezug genommen. Daher sprechen Mecheril und Plöcker von Differenzordnungen, welche sich dadurch ergeben, dass die Differenzlinien einer binären Ordnungslogik folgen. Differenzordnungen sind machtvoll

und führen dazu, dass Individuen als z.B. Männer* Frauen*, Gesunde*, Behinderte* angesprochen werden und durch diese Ansprachen geordnet, diszipliniert und auch hervorgebracht werden. Die Soziale Arbeit muss sich als (Re-)Produzentin solcher Differenzordnungen begreifen und mögliche Folgen durch Anrufung der Individuen kritisch-reflexiv bedenken (vgl. ebd.: 286). Dies wird auch in Kapitel 6, *queergerechte Sprache* nochmals ersichtlich.

Ein weiterer Punkt ist, dass diese in Ordnungen eingelassen sind, in denen die einen Identitätspositionen gegenüber den anderen privilegiert sind (politisch und kulturell). Beispielsweise markiert die Identität Heterosexualität die normale, anerkannte Position und die Identität Homosexualität gilt als das Andere, Untergeordnete. Die Soziale Arbeit arbeitet selber mit diesen hierarchischen Ordnungslogiken (,normal' – ,anders' ,gesund' – ,krank'). Sie hat aber auch mit Adressat_innen zu tun, die aufgrund dieser Differenzordnungen Probleme haben, diskriminiert werden, über weniger Ressourcen verfügen und gerade deshalb zu Klient_innen der Sozialen Arbeit werden. Schliesslich sind Differenzen machtvoll, weil sie in der binären Entweder-Oder Ordnung organisiert sind. Den Klient_innen wird auferlegt, sich in dieser ausschliessenden Ordnung darzustellen, was einem machtvollen Zwang zur Eindeutigkeit herstellt und Menschen, welche sich dieser Eindeutigkeit verweigern, welche uneindeutig sind oder das klassifizierende und normierende Differenzdenken in Frage stellen, drohen abgewertet zu werden (vgl. ebd.: 287).

Diversity zielt auf den angemessenen Umgang mit dem Zusammenspiel vielfältiger Identitäts- und Zugehörigkeitskategorien. „Der aus dem angloamerikanischen Sprachraum stammende Begriff „Diversity“ [Hervorhebung im Original] kann zunächst mit Vielfalt, Heterogenität übersetzt werden“ (Mecheril/Plöcker 2018: 287). Der Diversitybegriff wird dabei oft in Zusammenhang mit sozialen Bewegungen verwendet, welche von einer Privilegierung des weissen, bürgerlichen, männlichen Subjektes in den 1960er Jahren ausgingen. Der Rahmen, in welchem sich die aktuelle Debatte um Diversity verortet, sind die Frauenbewegungen, die Emanzipationsbewegungen von People of Color sowie von Schwulen, Lesben, später Trans/Inter/Queer (vgl. Heite/Vorrink 2018: 1147). Der Begriff beschreibt eine normative Haltung, welche Unterschiedlichkeit und Diversität grundsätzlich bejaht und würdigt. Diversity-Ansätze zielen auf die Anerkennung von Differenzen ab. Mecheril und Plöcker (2018: 287-291) beschreiben drei Hauptlinien von Diversity-Konzepten, welche in der Sozialpädagogik eingesetzt werden: Bei ‚Diversity als Antidiskriminierungsansatz‘ ist der Zusammenhang sowohl begrifflich wie auch empirisch ungeklärt. In Deutschland besteht seit 2006 ein allgemeines Gleichbehandlungsgesetz, welches das Ziel hat, „(...) Benachteiligungen aus Gründen der Rasse oder wegen der ethnischen Herkunft, des Geschlechts,

der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität zu verhindern oder zu beseitigen“ (§ 1 AGG). In der Schweiz besteht lediglich ein Gleichstellungsgesetz für die Gleichstellung von Männern und Frauen. Dieses Gesetz wurde 1995 verabschiedet und beschäftigt sich vor allem mit der Gleichstellung im arbeitsrechtlichen Kontext. Weitere Punkte gegen Antidiskriminierung sind in der Bundesverfassung Art. 8. Abs 2

„Niemand darf diskriminiert werden, namentlich nicht wegen der Herkunft, der Rasse, des Geschlechts, des Alters, der Sprache, der sozialen Stellung, der Lebensform, der religiösen, weltanschaulichen oder politischen Überzeugung oder wegen einer körperlichen, geistigen oder psychischen Behinderung.“ (BV Art. 8, Abs. 2)

LGBTIQ Communities kritisieren schon lange den Punkt, dass sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität weder in der Bundesverfassung noch in der Strafgesetznorm explizit erwähnt sind (vgl. <https://www.pinkcross.ch/news/2018/nach-staenderat-nein-verweigert-auch-der-nationalrat-trans-und-inter-menschen-schutz>). Die Verbindung zwischen Antidiskriminierung und Diversity sehen Mecheril und Plößer in der Erkenntnis, dass schlichte Gleichbehandlung ungenügend ist. Denn gesellschaftliche Ungleichheit zeigt sich entlang von Differenzlinien. Eine einfache Gleichbehandlung aufgrund eines einzelnen ‚Merkmals‘ bezeichnen die Kritiker_innen als naiv, weil damit materielle und kulturelle Privilegien nicht für alle gleich verfügbar werden. Die Autor_innen zitieren Rudolf Leiprecht, welcher schreibt, dass Diversität „(...) in den Erziehungs-, Bildungs- und Sozialarbeitswissenschaften (...) thematisiert werden [muss], (...) weil zu beobachten ist, dass entsprechende "Einteilungen" [Hervorhebung im Original] mit Zuschreibungs- und Bewertungsprozessen und mit Festlegungen verbunden sind, die soziale Ungleichheit und Benachteiligung unterstützen und rechtfertigen“ (2008a: 427, zit. in Mecheril/Plößer 2018: 288). Wenn wir die Art und Weise, wie Unterschiede geschaffen werden, ausblenden, werden die Ungleichheiten und die Macht, die in den Unterscheidungen liegt, nicht verändert, sondern reproduziert (vgl. Mecheril/Plößer 2018: 283). Die Autor_innen weisen darauf hin, dass Antidiskriminierungsansätze die sozialen Strukturen der Sozialen Arbeit eher unangetastet lassen würden.

„Diversity als Anerkennungsansatz“ ist grundlegender angelegt und ist nicht nur für einen Ausgleich und für Fairness unter den gegebenen Bedingungen bedacht, sondern problematisiert diese Bedingungen auch. Doch anders als in etablierten anerkennungstheoretischen Ansätzen (interkulturelle, feministische und integrative Soziale Arbeit), welche sich auf eine Kategorie konzentrieren, wollen Diversity Ansätze Subjekte als verschieden denken und anerkennen (vgl. ebd.).

„Diversity als Ressourcenansatz“ sieht Differenz als Mittel zu einem bestimmten Zweck. Dieses Verständnis wurde in den letzten Jahren im Rahmen von betrieblichem Management bestärkt. Unterschiede zwischen Mitarbeitenden werden hier unter dem Gesichtspunkt eines Nutzens und somit als Schlüssel zum unternehmerischen Erfolg betrachtet. Auch in der Sozialen Arbeit kann dieser Ansatz zu mehr Sensibilität gegenüber sozialen Unterschieden führen und dem verbreiteten Denken entgegenwirken, dass mit mehr Differenz mehr Probleme und mehr Arbeit entsteht. Gleichzeitig grenzen sich die Ansätze von den Methoden des Diversity Managements der Wirtschaft ab, welche sich einseitig an den Funktionen und Interessen des Marktes und der Gewinnmaximierung orientieren. Dabei stehen die Bedürfnisse der Organisation und nicht unbedingt die Bedürfnisse des Personal im Vordergrund (vgl. Leiprecht 2011: 18).

Es kann gesagt werden, dass Diversity-Konzepte zum Abbau von Dominanzkulturen beitragen können. Unterschiedliche Lebenswelten und Identitätspositionen können so gleichwertig und gleichberechtigt anerkannt werden (vgl. Mecheril/Plößler 2018: 289).

Kritiker_innen an Diversity-Konzepten äussern sich dahingehend, dass der Begriff der Diversity nicht genügend in der Lage sei, das Zusammenwirken von verschiedenen Differenzverhältnissen systematisch zu markieren (vgl. Leiprecht 2011: 30). Leiprecht betont, dass die Intersektionalitätsanalyse als Instrument für eine diversitätsbewusste Soziale Arbeit unverzichtbar sei. Mit Hilfe dieser Analyse wird mehr als eine Differenzlinie aufgegriffen um zu untersuchen wie verschiedene Differenzlinien in einem Fall oder in einer bestimmten Konstellation zusammenspielen (vgl. ebd.) Das Ergebnis solcher Analysen zeigt oft auf, dass eine soziale Gruppe ganz und gar nicht homogen ist, sondern sich durch verschiedene Differenzlinien unterscheidet (vgl. ebd.)

Heite und Vorrink weisen darauf hin, dass die vertretenen Ansprüche und Voraussetzungen der Diskurse in erziehungswissenschaftlichen und sozialpädagogischen Bereichen kritisch dahingehend befragt werden müssen, ob und wie sie Macht- und Herrschaftsverhältnisse reproduzieren. „Eine Verfestigung des vermeintlichen „Anders-Sein“ [Hervorhebung im Original] der mit Diversity angesprochenen „Anderen“ [Hervorhebung im Original] ist dabei ebenso problematisch wie die mit Diversity-Semantiken einhergehende Tendenz, dass emanzipationspolitische Inhalte schwinden, eine ‚Ent-Nennung‘ [Hervorhebung im Original] von Herrschaftsverhältnissen stattfindet oder Ökonomisierungspraktiken einsetzen können.“ (Heite/Vorrink 2018: 1147)

Heite und Vorrink weisen damit auf das Problem der spezifischen Zuschreibung von Differenzen hin, statt den Blick auf das Zustandekommen der Differenzierung und die Dynamiken derselben zu richten. Durch die Thematisierung von Differenz als etwas Positives, welches zu vielfältigen Lebensweisen beiträgt, besteht die Gefahr, dass Diskriminierung nicht mehr in den Blick genommen wird. Und wie schon oben erwähnt, muss sich die Bezugnahme von Diversity auf Management Konzepte abgrenzen, da die Potenziale der Menschen für den Unternehmenserfolg nutzbar gemacht werden (vgl. ebd.: 1150).

Mecheril und Plößer beschreiben im Handbuch der Sozialen Arbeit (2018), dass Diversity Konzepte einerseits eine Praxis ermöglichen, welche den Ausschluss von marginalisierten Positionen und Identitäten potenziell mindern könne, andererseits können diese als eine „(...) raffiniert(er)e Form der Festlegung und Annexion von Differenzen / Identitäten (...) eingesetzt werden“ (Mecheril/Plößer 2018: 289).

Sie empfehlen die hegemonialen Wirkungen zu problematisieren und das emanzipative Potenzial durch eine *kritische Reflexion* zu stärken, um letztere Gefahr zu minimieren (vgl. ebd.). Nach Hormel/Scherr (2004: 212) geht es darum, in Diversity-Ansätzen, welche differenz- und machttheoretisch aufgeklärt sind und gegenüber einem instrumentellen und naiv-anererkennenden Umgang mit Differenzlinien einen reflexiven Umgang bevorzugen:

- Strukturen und Prozesse, welche Unterschiede von Fähigkeiten und Fertigkeiten der Lebensführung und Identitätskonstruktionen zwischen sozial ungleichen Gruppen hervorbringen, sicht- und durchschaubar zu machen,
- Sozialarbeiter_innen zur Kritik an unzulässiger Generalisierung, Stereotypisierung und Vorurteilen zu befähigen und auch dafür zu sensibilisieren, dass jedes Individuum ein Besonderes, Einzelnes ist,
- dass Gruppenzuordnungen keine klaren und eindeutigen Grenzen zwischen verschiedenen Menschentypen festlegen, sondern dass Gemeinsamkeiten andere Differenzen überlagern können.
- Kommunikations- und Kooperationszusammenhänge zu ermöglichen, welche die Bedeutungslosigkeit von aufgebauten Gruppenunterscheidungen erfahrbar machen können

Reflexive Diversity-Konzepte versuchen, die von Differenzverhältnissen vermittelte Komplexität, die Komplexität und die Kontingenz des Sozialen zu erkennen und ihr zum Durchbruch zu verhelfen (vgl. Mecheril/Plößer 2011: 285). Damit wird der Sozialen Arbeit einerseits eine Blickrichtung auf die Lebenswirklichkeit von Klient_innen offeriert, die von vielfältigen Differenzverhältnissen durchkreuzt und hervorgebracht wird. Andererseits wird die Perspektive auf die institutionelle und interaktive Wirklichkeit der Sozialen Arbeit gerichtet.

Der Blickwinkel Diversity eröffnet eine Berücksichtigung von einer Differenzlinie hin zur intersektionalen Verwobenheit von Differenzlinien, die als sozial verfasst und kontextuell relevant verstanden werden (vgl. ebd.). Mecheril und Plößer weisen darauf hin, dass Diversity dann als Praxis für die Soziale Arbeit relevant ist, wenn reflexive Konsequenzen aus dem Wissen um die Verwobenheit von Differenz- und Machtverhältnissen und den daraus resultierenden Einsichten von subjektivierenden, privilegierenden und binarisierenden Effekten gezogen werden können (vgl. ebd.). Als Konsequenz sehen Mecheril und Plößer die Enthaltung vom 'Feiern der Differenz(en)' (ebd.) Vielmehr sei es angebracht, genau zu registrieren, unter welchen Bedingungen das Eintreten für Differenzlinien weniger machtvoll sei. Ein reflexiver Diversity Ansatz sei ein Konzept, welches die Entmächtigung von Menschen durch Differenzordnungen kritisiere und für Verhältnisse eintrete, in welchen „(...) Menschen *würdevoller leben und arbeiten* [Hervorhebung im Original] können“ (ebd.: 290). Diversity müsse somit als eine soziale und politische Praxis verstanden werden, die selbst auf ihre ausschliessenden Effekte zu betrachten sei und ständig auch sich selber dahingehend hinterfragen müsse, welche Vorstellungen durch Diversity-Ansätze befördert und welche Differenzzusammenhänge ausser Acht gelassen würden (vgl. ebd.). Über eine reine hinzuzufügende Feststellung von Differenzlinien hinausgehend, gelte es nach Ausschlüssen und Diskriminierungen, aber auch nach machtvollen Effekten zu fragen, welche mit den jeweiligen Differenzlinien einhergehen (vgl. ebd.).

Die Autor_innen schreiben, dass Soziale Arbeit als eine Profession verstanden werden kann, die durch ihr diagnostizierendes, kategorisierendes und normalisierendes Vorgehen in besonderem Mass an der Produktion von Bedeutungen und Wissen über die anderen beteiligt ist. Daher gelte es, Ausgrenzungen durch Ausblendung von Differenzen ebenso zu bedenken, wie jene festlegende Macht, welche durch die Anerkennung von Andersheit und Vielfalt zur Geltung komme (vgl. ebd.). Mecheril und Plößer schlagen vor, dass das Ziel einer diversitätsbewussten Sozialen Arbeit sein könnte, „(...) eine kommunikative Berücksichtigung von Differenz und Identität, von Fremdheit und Anderssein zu ermöglichen, die dominante Differenzschemata nicht so relevant setzt, dass die Subjekte gezwungen oder verführt werden sich in diesem Schemata darzustellen, und ihnen zugleich die Freiheit gewährt wird, sich in diesen Schemata zu artikulieren“ (ebd.: 291).

Heite und Vorrink weisen auf die Bedeutung einer dekonstruierenden Auseinandersetzung mit den Differenzverhältnissen und -kategorien hin (vgl. 2018: 1153).

Für die *Queer Theory* aber, welche vom Poststrukturalismus geprägt ist und sprachliche Äusserungen als soziale Wirkung erzeugend entlarvt, welche durch Wiederholungen zu sozialen Normen werden, sind Differenzlinien keine natürlichen oder selbstverständlichen

Merkmale, sondern sie werden erst durch die soziale Interaktion erzeugt (vgl. Plößer 2010: 220). Wenn der Diversity-Ansatz nicht auf der beschreibenden Ebene bleibt und somit Differenzlinien und gesellschaftliche Macht- und Ungleichverhältnisse in der Sozialen Arbeit reproduziert, können Diversity-Konzepte als Orientierungshilfen mit Potenzial für eine ungleichheitskritische pädagogische Haltung verstanden werden (vgl. Rein/Riegel 2016: 74)

Zusammenfassend kann betont werden, dass sich in den Diversity-Konzepten ein Antidiskriminierungsansatz findet. Die Anerkennung von Differenzen, die Bewertung von Differenzen als Ressourcen unterstützen den Kampf gegen Diskriminierung. Doch es besteht die Gefahr, dass in der Anerkennung von Differenz die bisherigen Differenzlinien, welche soziale Ungleichheit verursachen, immer weiter reproduziert werden, und dass die strukturellen Bedingungen, welche zu Herrschaft und Macht führen, zu wenig in den Blick genommen werden. Eine Verbindung mit *queeren* Ansätzen lässt sich am ehesten bei reflexiven Diversity Ansätzen finden, welcher die Subjekte als unterschiedlich verschieden denken und anerkennen möchten, dabei aber auch die strukturellen und gesellschaftlichen Bedingungen berücksichtigen, welche aufgrund gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu Ausschlüssen und Diskriminierung führen können.

Um nun die Differenzlinien, Differenzordnungen und daraus folgende Diskriminierungen in Bezug zu *queer* zu setzen, wird im nachfolgenden Kapitel auf die Sprache eingegangen. Denn durch Sprache werden nach den vorangehenden Kapiteln und nach Ansicht der verfassenden Person auch in der Sozialen Arbeit Ein- und Ausschlüsse entlang dieser Linien und Ordnungen konstruiert und reproduziert.

,

6 queer-gerechte Sprache

„sprache ist die idee eines bodens, die fiktion eines grundes (manchmal, gespürt oder auch nicht, nahe am ab_grund), auf dem ich mich interagierend sozial mit mir und mit anderen zu anderen hin bewege.“ (Hornscheidt 2012: 31)

Die Vertiefung in *queer*-theoretische *Ansätze* bedeutet, sich der Sprache bewusst zu werden, bewusst zu sein. Zugleich untersuchen *queere* Ansätze die Sprache auf Macht- und Herrschaftsstrukturen auch in der Sozialen Arbeit.

Menschen, welche sich nicht in den starren Kategorien Mann* und Frau* wiederfinden können und/oder wollen, werden systematisch diskriminiert durch die Herstellung von einem Subjektstatus, welcher nicht von ihnen gewünscht ist, und daher repressiv ist (vgl. Degele 2008: 107).

Die Auseinandersetzung mit Klient_innen, welche sich im Transitionsprozess befinden, suchend sind in ihrem sexuellen Empfinden, welche sich non-binär definieren gestalten sich herausfordernd, wenn primär auf das biologische Sein und heteronormative Vorstellungen fokussiert wird. Wie können Menschen angesprochen werden, damit sie sich verstanden fühlen? Was passiert mit Menschen, welche immer wieder anhand von einer primären Differenzlinie kategorisiert und auch diskriminiert werden, in eine Kategorie, welche sie sich nicht aussuchen, über welche sie sich nicht definieren? Wie können Sozialarbeiter_innen adäquat reagieren, wenn im Jugendtreff, oder in der sozialpädagogischen Einrichtung Schimpfwörter wie ‚schwul‘ oder ‚Transe‘ gebraucht werden?

Judith Butler's vom Poststrukturalismus herkommende dekonstruktivistische *Queer Theory* geht wie oben beschrieben davon aus, dass Sprache performativ ist und sprachliche Äusserungen eine soziale Wirkung erzeugen. Sie geht davon aus, dass Sprache entlang von sozialen Normen, (beispielsweise die Norm der Heterosexualität, stellt Homosexualität als das Andere dar) Ausschlüsse produziert. Das heisst, dass die Anerkennung des Subjekts, immer auch von bereits vorhandenen Normen abhängt. Werden Menschen aufgrund begrifflicher Zuordnungen z.B. als ‚Mädchen mit Migrationshintergrund‘, ‚Lesbe‘, ‚Sozialhilfeempfangende‘, ‚Behinderte‘ subjektiviert, können Ausgrenzungen, Abwertungen und Diskriminierungen die Folge sein (vgl. Plößer 2014: 15). Die Wirksamkeit solcher Anrufungen wird zugleich dadurch gestärkt, dass durch die Zuordnung in eine Kategorie z.B. ‚Mädchen mit Migrationshintergrund‘ in eine binäre Differenzordnung eingelassen ist und zugleich einen Bereich markiert, welche vom Subjekt nicht eingenommen werden darf (z.B. ‚Junge-Sein‘, ‚Schweizer_in-Sein‘, ‚Sozialpädagoge_in-Sein‘) Gleichzeitig ist das ausgeschlossene ‚Andere‘, das Verfahren, welche die eigene Position und Identität schützt (vgl. Plößer 2010: 221). „In einem performativen Verständnis von Differenz erweisen sich „Eigenes“ und „Fremdes“ „Identität“ und „Andersheit“ [Hervorhebungen im Original], als voneinander abhängig und miteinander verwoben. Das Andere, das Aussen, ist immer auch Teil des Selben, des Innen.“ (Plößer 2010: 221) Für die ‚Mädchen ohne Migrationshintergrund‘ kann beispielsweise das ‚Mädchen mit Migrationshintergrund‘ etwas bedrohliches sein, etwas anderes.

Mit einem performativen Verständnis, welches die *Queer Theory* auszeichnet, ist die Soziale Arbeit beteiligt an der Herstellung und Bestätigung von sozialen Normen und an der Erzeugung von Ausschlüssen und Hierarchien. Performative Zugänge zur Sozialen Arbeit öffnen den Blick für die Zwänge und Normierungen, die mit der Erzeugung von Differenz einhergehen. Zugleich kann der Blick auf die Gestaltungsmöglichkeiten der Sozialen Arbeit gelenkt werden, welche es ermöglichen, diese machtvollen Effekte zu thematisieren, zu

reflektieren und zu verringern. Wie schon im Kapitel von der *Queer* Theory und in Kapitel 5.1 beim reflexiven Diversity Ansatz erwähnt wurde, können Differenzen nicht einfach aufgelöst werden, indem sie nicht benannt werden, sondern sie müssen in einer performativen Weise betrachtet als machtvoller Prozess verstanden werden. „Auf diese Weise referiert *queer* auf die widersprüchliche Praxis, sich just den identitätskonstituierenden, sozialen und institutionellen Normen zu widersetzen, durch die man letztlich bestimmt wird.“ (Schütte-Bäumner 2010: 80) Genau genommen meint Schütte-Bäumner damit, dass *queere* Denkweisen keine Identität löschen können, sondern sie hinterfragen (vgl. ebd.: 90).

Um dies nun als Versuch auf eine konkrete Handlungsebene in der Sozialen Arbeit hinunter zu brechen, wird in einem ersten Schritt auf die verschiedenen sprachlichen Formen des ‚Genderismus‘ eingegangen. Lann Hornscheidt wählt den Begriff Genderismus, um sprachliche Benennungen wie beispielsweise ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ nicht als neutrale und unterschiedliche Kategorien, die jeder Diskriminierung vorgängig sind und das Ungleichgewicht erst hervorbringen (z.B. in Löhnen, Lebensverhältnissen) einfach als ‚gegeben‘ und ‚einfach so‘ zu betrachten (vgl. Hornscheidt: 2012: 68).

„mit einem ausgangspunkt in genderismus und nicht in gender, vertrete ich zugleich ein anderes konzept von struktureller diskriminierung, welches in der kontinuierlichen re_produkuion von gegenderten kategorisierungen, ihren bewertungen, hierarchisierungen, naturalisierungen, normierungen und normalisierungen genderismus analysiert.“ (ebd.: 68)

Die unterschiedlichen Realisierungsformen von Genderismus werden hier kurz erläutert: ‚Zweigenderung‘ bedeutet, wie schon mehrfach beschrieben, das Einteilen in ein binäres System von beispielsweise Mann oder Frau. In Gesetzen und Rechtsprechungen, aber auch in der Medizin ist die Zweigenderung stark verankert. Aber auch in der Gesellschaft wird der Mensch vor allem über Zweigenderung wahrgenommen, dies äussert sich schon nur in der unterschiedlichen Sozialisation von Jungen und Mädchen (vgl. Hornscheidt 2012: 76).

‚Androgenderung‘ bedeutet die Gleichsetzung von weisser ableisierter⁵ Männlichkeit mit Menschlichkeit (vgl. ebd.: 86). Wie schon in Kapitel 3 beschrieben wird der männliche Körper als Norm und der weibliche Körper als Abweichung begriffen. Androgenderung findet sich in jedem Bereich der Gesellschaft. Beispielsweise war es bis vor Kurzem üblich, in gemischt gegenderten Gruppen ausschliesslich die männliche Form zu benutzen, beispielsweise Klienten, Studenten. Weitere Beispiele sind die Einteilung in Buchläden in ‚Li-

⁵ Personen, welche in einer Gesellschaft nicht be-Hindert sind (vgl. feministisch-sprachhandeln.org/glossar/)

teratur‘ und ‚Frauenliteratur‘ oder die ‚Fussballweltmeisterschaft‘ und die ‚Frauenfussballweltmeisterschaft‘ (vgl. ebd.: 92-93). Im beruflichen Kontext wird oft von ‚Arbeitgeber‘ und ‚Arbeitnehmer‘ gesprochen.

‚Heteragenderung‘ setzt die Annahme von Zweigenderung voraus. Es wird also davon ausgegangen, dass es nur zwei Geschlechter gibt und sich deren Begehren gegenseitig aufeinander bezieht, dass also alle Menschen heterosexuell **sind**. Als Teil der Heteragenderung gilt die Paarnormativität, welche davon ausgeht, dass intime Liebes- und Lebensbeziehungen ausschliesslich in Paarform organisiert sind. Dies zeigt sich beispielsweise in rechtlichen Grundlagen. Die Ehe als Institution ist ausschliesslich einem heterosexuellen Paar vorbehalten. Für homosexuelle Paare wurde in der Schweiz im Jahr 2004 das Partnerschaftsgesetz eingeführt. Rechtlich gibt es beispielsweise beim Adoptionsrecht und bei der Fortpflanzungsmedizin Diskriminierung gegenüber Ehepaaren (vgl. ebd.: 96 – 100).

Auch der Begriff ‚Reprogenderung‘ setzt Zweigenderung voraus. Bei der Reprogenderung geht es darum, dass Frauen* auf ihre Gebärfähigkeit reduziert werden. Mutterschaft wird so ständig überhöht, und es wird implizit davon ausgegangen, dass Frauen* Mütter sein wollen oder müssen. Frauen*, welche keine Kinder haben, müssen sich erklären oder rechtfertigen. Die Mutterliebe wird als einzigartige Bindung dargestellt, Vaterliebe hingegen erfährt keine solchen durch den Begriff an sich definierten Vorstellungen (vgl. ebd.: 106 – 113).

Die Erläuterung und das Wissen um diese Genderismen kann einen ordnenden und diskriminierungskritischen Blick auf die Art und Weise aufzeigen, wie mit Sprache Realitäten konstruiert und reproduziert werden.

An verschiedenen Stellen dieser Arbeit wurde schon darauf hingewiesen, dass Sozialarbeiter_innen in Institutionen und Strukturen arbeiten, welche Heteronormativität abbilden.

Auf den Sozialdiensten im Kanton Bern, so auch auf dem Regionalen Sozialdienst Wohlern b. Bern werden Klient_innen mit dem Klienteninformationssystem für Sozialarbeit (KiSS) erfasst und nach ‚Männer‘ und ‚Frauen‘ aufgeteilt. Im Programm, welches die Klient_innen erfasst, werden nur die zwei Bezeichnungen männlich und weiblich geführt. Als ‚Dossierträger‘ ist in den meisten Fällen der Mann an erster Stelle. Jedes Dokument muss manuell angepasst werden, damit die Ehefrau und die Kinder, welche zur gleichen Familie gehören, auch angesprochen werden. Diese Positionierungen rufen machtvoll Assoziationen hervor. Geht die sozialarbeitende Person nun davon aus, dass der Dossierträger als Familienoberhaupt fungiert und wird die mitgemeinte Ehefrau weniger in den Fokus der Beratung gestellt? Wird davon ausgegangen, dass die mitgemeinte Ehefrau schlecht ausgebildet ist

und sich vor allem um die Kindererziehung kümmert? Wird der Dossierträger in die Frage der externen Kinderbetreuung überhaupt involviert?

Im Sozialhilfegesetz des Kantons Bern steht im Artikel 7 „Gleichstellung von Frauen und Männern, Abs 1: Die Sozialhilfe beachtet den Grundsatz der Gleichstellung von Frauen und Männern“ (SHG, 11.6.2011). Es ist aber eine Realität, dass es Menschen gibt, welche nicht in die zweigegenderte Annahme passen, dass es ausschliesslich zwei Geschlechter gibt. Wie können diese Menschen gleichgestellt werden oder sein, wenn sie nicht einmal Erwähnung finden im Sozialhilfegesetz?

In Fallbesprechungen unter Sozialarbeiter_innen wird oft einfach von Klienten oder von Sozialarbeitern gesprochen, ohne dies zu hinterfragen. Lann Hornscheidt, welche sich als Linguist_in mit *queergerechter* Sprache beschäftigt, schreibt in der Zeitschrift Sozial Aktuell, dass es viele Studien gibt, welche darauf hinweisen, dass bei der Form ‘Wissenschaftler’, ‘Sozialarbeiter’ oder ‘Klient’ vor allem an Männer gedacht wird (vgl. 2016: 10). Die Aussagen von Sozialarbeiter_innen über ‚Klienten‘ oder ‚Sozialarbeiter‘ ist androgenderistisch und reproduziert die Zweigenderung.

Wie aber wird über Mitarbeiter_innen gesprochen, welche sich nicht als Mann* oder als Frau*, also non-binär, oder genderneutral definieren? Wie wird ein_e Klient_in benannt, welche_r im naturalistischen Diskurs als männlich* gilt, sich aber sich als weiblich* fühlt, wenn schon die Möglichkeiten zu einer gendergerechten Sprache, welche in der Sozialen Arbeit etabliert sein sollten, nicht in Anspruch genommen werden?

Czollek et al. betonen, dass Sozialarbeiter_innen mithilfe, durch die Benennung von Begrifflichkeiten und durch persönliche Benennungen Diskriminierung zu institutionalisieren. Sie zitieren Meyer, welche schreibt: „(...) dass die Sichtweisen der Mitarbeiter/innen direkten Einfluss haben auf die (pädagogische) Praxis, ist evident. Wo etwa die Annahme einer rigiden Zweigeschlechtlichkeit das Denken und die Wahrnehmung der Mitarbeiter/innen strukturiert, wird sie auf das pädagogische Handeln zurückwirken“ (zit. Meyer 2008: 37 in: Czollek et al. 2009: 43). Diese Aussage zeigt auf, dass Sozialarbeiter_innen sich mit ihren Haltungen reflexiv beschäftigen müssen. Wie schon in Kapitel 5.1 erwähnt, gibt es kein explizites Gesetz in der Schweiz, welches die Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität verbietet. Aber mit der Einhaltung des Berufskodex von *avenir social*, welcher zwar nicht verpflichtend ist, aber als Leitplanke für die professionelle Soziale Arbeit steht, ist erstens die Verpflichtung zur Zurückweisung von Diskriminierung, aufgrund „(...) sozialem oder biologischem Geschlecht, (...) sexueller Orientierung, (...)“ (Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz) in den Grundwerten der Sozialen Arbeit und zweitens in den „Handlungsmaximen bezüglich der Arbeit mit Klientinnen und Klienten verankert: Abs 1: Die Professionellen der Sozialen Arbeit achten bei aller beruflichen Routine

darauf, durch **reflektierte** [Hervorhebung d. Verf.] und zugleich kontrollierte empathische Zuwendung die Persönlichkeit und Not des oder der Anderen wahrzunehmen (...)“ (Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz). Diese beiden Absätze zeigen, dass die Diskriminierung aufgrund verschiedener Merkmale zurückgewiesen werden muss, dass die Sozialarbeiter_innen eine reflexive Haltung gegenüber der Arbeit pflegen müssen und dass auch der Berufsverband noch von einer binären Ordnung ausgeht, was durch die sprachlichen Formulierungen klar ersichtlich ist.

Hornscheidt schreibt, dass strategische Sprachveränderungen Veränderungen konventionalisierter Sprachformen sind. Diese können „(...) als diskursive momente der aushandlung bestimmender vorstellungen zu sprache und strukturellen diskriminierungen verstanden werden“ (Hornscheidt 2012: 228). Hornscheidt betont, dass Sprache nicht einfach widerspiegelt und sich zuerst die Wirklichkeit ändern müsse, sondern Sprache sei ein Teil der Wirklichkeit, welche wir alle kontinuierlich mitgestalten (vgl. Hornscheidt 2016: 13).

Die in den Fussnoten beschriebenen Begriffe LG-Community und LGBTIQ-Community widerspiegeln die Prozesshaftigkeit von Sprachveränderungen sehr gut. Zu Beginn war es eine Gemeinschaft von Lesben und Schwulen (englischer Begriff Gay), dann kamen nach und nach Bisexuelle, Trans, Inter und *Queer* dazu. Der Begriff ist historisch gewachsen und hat sich erweitert.

Wie könnte denn nun eine *queer*gerechte Sprache bezogen auf die Menschen in der Sozialen Arbeit konkret aussehen? Jutta Hartmann empfiehlt, dass auch die heterosexuellen Lebensweisen als Teil einer Vielfalt und nicht länger als Norm vorausgesetzt werden. Sprachlich könnte dies umgesetzt werden mit der Formulierung ‚hetero zu leben‘ statt ‚hetero zu sein‘ oder unter Sozialarbeiter_innen könnte von einer ‚pädagogischen Unterstützung zur Gestaltung der sexuellen Lebensweisen‘ statt ‚Hilfe beim Finden der sexuellen Identität‘ (vgl. Hartmann 2014: 27) gesprochen werden. Hartmann schreibt über das Berliner Aufklärungs- und Beratungsprojekt *ABqueer* e.V., dass von den Fachpersonen bei Schulbesuchen die Frage nach dem Pronomen gestellt werde, mit dem die einzelnen Jugendlichen angesprochen werden möchten: sie, er, er_sie oder sie_er? Daraus können Irritationen bei den Jugendlichen entstehen, welche nicht nur die geschlechtlich zweigeteilte Welt in Frage stellen, sondern auch die Message vermitteln, aus dieser zweigeschlechtlich organisierten Welt heraustreten zu können. Es wird ausserdem legitim und muss weniger irritieren, wenn man nicht immer genau weiss, wie sich das Gegenüber geschlechtlich positioniert (vgl. ebd.: 28).

Sozialarbeiter_innen können beispielsweise bei der Mail Signatur darauf bestehen, dass die nur zweigeschlechtliche Nennung des Titels 'Sozialarbeiterin', 'Sozialarbeiter' geändert wird in sozialarbeitende Person oder Sozialarbeiter_in. Beim Sprechen über und mit Klient_innen, Teamkolleg_innen kann eine Pause gemacht werden beim _ um die Zweigenderung herauszufordern, um zu demonstrieren, dass es noch andere gender gibt als männlich* und weiblich*. Lann Hornscheidt bemerkt aber dazu, dass der statische Unterstrich (gender gap) die Zweigenderung nicht herausfordert, sondern diese (re)produziert (vgl. 2012: 312). Bei den Briefen kann auf die Anrede verzichtet werden, welche eine Person als Frau* oder Mann* kategorisiert. Stattdessen kann ein schlichtes 'Guten Tag' als Anrede benützt werden. Die verfassende Person dieser Arbeit schreibt auch in Abklärungsberichten zu Händen der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) meistens mit einem statischen Unterstrich. Das Bewusstsein, dass dieser konservativen statische Unterstrich die Zweigenderung grundsätzlich nicht in Frage stellt, ist vorhanden. Doch geht es der schreibenden Person darum, überhaupt die konforme Mann* Frau* Ordnung zu irritieren. Lann Hornscheidt empfiehlt unter anderem den statischen Unterstrich anzuwenden, welcher nach dem Wortstamm eingefügt wird. Beispielsweise Lese_rin, Arbeit_erin (vgl. 2012: 309 – 310). Diese Form kann aber schon sehr irritierend sein und für die Praxis der Sozialen Arbeit vorerst nur in Teilbereichen möglich, beispielsweise um bei der Arbeit mit Jugendlichen, welche sich sehr mit heteronormativen Strukturen identifizieren, einen Irritationsprozess herbeizuführen. Hier zeigt sich, dass durch Vorbildfunktion im Team und bei anderen Institutionen, durch Infragestellung der gängigen binären Ordnung, eine Veränderung angestrebt werden kann.

Doch eine *queergerechte* Sprache bedeutet nun nicht nur, bei den Individuen anzusetzen, sondern Differenzlinien und Differenzordnungen zu hinterfragen und auch dort auf sprachliche Äusserungen zu fokussieren. Wenn wir in einer Fallbesprechung ein_e Klient_innen-situation schildern, welche Zuschreibung machen wir zuerst? Sprechen wir von der schwarzen Frau*, oder sprechen wir darüber, dass ein Mensch in einer bestimmten Situation sich verhalten hat? Ist es wichtig, dass wir die Bezeichnungen 'schwarz' und 'Frau' erwähnen? Und warum ist es wichtig? Gibt es zum Beispiel im rechtlichen Bereich Aspekte, welche die Bezeichnungen schwarz oder Frau rechtfertigen? Für Fallbesprechungen könnte ein Anspruch sein, auf nicht relevante Betonung von Differenzlinien zu verzichten. Dies setzt allerdings voraus, dass sich die Leiter_innen und die Sozialarbeiter_innen reflexiv mit dem Thema Sprache beschäftigen und die Überwindung oder gar Dekonstruktion als Ansatz im Betrieb Gültigkeit hat.

Auch die Berufsverbände und die Hochschulen müssen sich mit dem Thema *queergerechte Sprache* auseinandersetzen. Hier müssen Gruppen, welche sich mit diesem Thema beschäftigen, aktiv werden (zum Beispiel die *queer-Group* an der FHNW).

Im Weiteren bedeutet *queergerechtes Sprechen* die Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu reflektieren und beispielsweise bewusst zu machen, dass im Recht, in der Struktur und Hierarchie der Sozialen Arbeit, Zwei-, Andro-, Hetera- und Reprogenderung vorherrschen. Mit Blick auf Diversity-Konzepte muss eine *queergerechte Sprache* dazu beitragen, dass diese nicht homogenisierend und identitätsfixierend oder in einseitiger Weise auf die Anerkennung von geschlechtlicher Differenz angewendet wird, sondern sich dekonstruktiv und herrschaftskritisch ausrichtet.

7 Schlussfolgerungen und Beantwortung der Fragestellung

Die Verortung von *queer* in der Genderdebatte zeigt auf, dass *queer* einerseits geschichtlich einen Bezug zu den Gender Studies hat, da sich die *Queer Theory* auch darauf bezieht. Andererseits sind Gender Studies ein grosses Thema in der Sozialen Arbeit, da auch Soziale Arbeit sich mit Kategorisierungen und Identitätsbildungen beschäftigt um Ungleichheiten zu überwinden.

Den Gender Studies ist zu verdanken, dass sie die Prozesse der Interaktion zwischen den biologischen Geschlechtern und zwischen Menschen in den Fokus gerückt haben, und dass die Vormachtstellung des männlichen Subjekts in allen Bereichen herausgearbeitet wurde. Gender Studies sind dazu lange Zeit von einer binären Ordnung ausgegangen. Diese wurde vorerst nicht hinterfragt. Doch durch die Weiterentwicklung konnte mit dem Konzept *doing gender* die naturalistische Annahme von einem festgelegten biologischen Geschlecht erstmals in Frage gestellt werden. *Doing gender* stellt fest, dass Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechtsidentität als ein fortlaufender Herstellungsprozess sind zwischen Darsteller_in und Betrachter_in zu verstehen sind.

Aus den Gender Studies wurde eine gendergerechte Sprache entwickelt, welche erstmals darauf hinwies, dass Sprache sozial konstruiert ist und dass Frauen*, auch wenn sie mitgemeint sind, sich nicht angesprochen oder wahrgenommen fühlen.

Die *Queer Theory* grenzt sich von den Gender Studies dadurch ab, dass sie entlarvt, dass die Kategoriebildung durch heteronormative Machtstrukturen erfolgt. Auch die Annahme, dass sex und gender der Kultur vorangestellt sei, teilt die *Queer Theory* nicht. Die Verfechter_innen der *Queer Theory* unterstreichen, dass die Bedingungen von sex und gender in

den Sozialisationsprozessen kulturell geprägt sind. Dies wird durch die Verschränkung mit einem reflexiven Diversity-Konzept gestützt, welches davon ausgeht, dass Differenzlinien sich interdependent aufeinander beziehen.

In Judith Butlers Analysen wurde herausgearbeitet, dass die Heterosexualität ein Machtregime ist, das nicht nur Begehrensformen, Beziehungsweisen und die Annahme, wie das Individuum als Mensch zu sein und zu leben hat, durchdringt, sondern auch gesellschaftliche Institutionen wie die Rechtssprechung, wohlfahrtstaatliche Systeme, Ehe oder Familie. Judith Butler sieht Geschlecht nicht als Ausdruck einer Identität, sondern als permanent performativ hergestellt in Interaktionen zwischen uns und den anderen.

Die Erkenntnis, dass die diskursive Norm der Zweigeschlechtlichkeit auf wiederholte Zitierungen angewiesen ist, um mächtig zu bleiben, bezieht Judith Butler aus dem poststrukturalistischen Diskursbegriff. Sprache wird als Strukturelement verstanden, welches differenziell bestimmt ist. Durch die Differenz zwischen den Elementen wird Sprache als bedeutsam erachtet.

Queer als politischer Begriff grenzt sich von Aktionsformen ab, die grundlegende Gemeinsamkeiten oder angenommene natürliche Identitäten voraussetzen. Diese Abgrenzung, wurde in feministischen Diskursen kritisiert, da ohne die Identität ‚Frauen‘ der Feminismus nicht mehr handlungsfähig sei. Die *Queer Theory* sieht auch Identität als gesellschaftlich konstruiert. Judith Butler beschreibt Identität als im Wandel begriffen, verschiedenartig und aus vielen Teilen bestehend.

Queer als akademischer Begriff entstand in den USA als Fortführung lesbischer, lesbisch-feministischer und schwuler Forschung und Theoriebildung in der Hoffnung, kategoriale und identitätsorientierte Begrenzungen zu überwinden. Die *Queer Theory* wurde dabei einerseits als neue konzeptionelle und spekulative Diskursproduktion entwickelt, andererseits als Dekonstruktion dieser Diskurse und der Elemente, welche darin verschwiegen wurden. Der Begriff Dekonstruktion ist überhaupt ein zentrales Element von *queeren* Ansätzen. Da mithilfe der Dekonstruktion sprachliche Symbole analysiert und dabei auf versteckte Macht- und Herrschaftsstrukturen fokussiert werden kann.

Queer Theoretiker_innen sehen die Sexualität als Kategorie der Macht, da diese Individuen an den Rand oder in die Mitte der gesellschaftlichen Ordnung verweist, und also die Individuen aufgrund ihrer Sexualität in einem bestimmten Verhältnis zu ökonomischen, institutionellen oder sozialen Ressourcen und Privilegien positioniert werden.

Gemäss dem Verständnis der *Queer Theory* ist das Sein- oder So-sein eines Geschlechts das Ergebnis von performativen Inszenierungen. Diese Vorstellungen stellen sich selber erfolgreich als ‚Sein‘ dar und verschleiern so ihre Konstruiertheit, ja rufen sogar einen Naturalisierungseffekt hervor.

Queer-theoretische Ansätze kritisieren die Heteronormativität, welche der ganzen Gesellschaft ihre binäre Ordnung aufdrängt. Heterosexuell zu leben wird als Normal angesehen und alle anderen Lebensweisen gelten als das Andere, die Differenz.

Anhand von den drei Diskurslinien *Queerfeminismus*, ‚lesbisch-bi-schwul-transgender-*queer*‘ und dem plural-queeren Ansatz und ihrer Bedeutung für die soziale Arbeit wurde dargelegt, dass der Begriff *queer* nicht abschliessend geklärt werden kann, und es auch die Essenz der *Queer Theory* ist, dass sich der Begriff *queer* immer wieder verändert und keiner starren identitätsbildenden Logik folgt. Der plural-*queere* Ansatz verfolgt auch wie reflexive Diversity-Konzepte die Denkweise, dass sich unterschiedliche Differenzlinien gegenseitig bedingen und stellt nicht ausschliesslich sex/gender in den Vordergrund.

Dass *Queer* im Handbuch der Sozialen Arbeit noch nicht richtig Eingang gefunden hat, wird anhand von verschiedenen Bezügen auf *queer* ersichtlich, welche nur am Rande jeweils in Gender, Gendermainstreaming, in Kulturtheorien oder in einem Text über Regenbogenfamilien zu finden sind. Dabei wurde aber festgestellt, dass gewisse Begrifflichkeiten wie Dekonstruktion, die Kritik an der binären Ordnung der Gesellschaft thematisiert werden.

In dieser Arbeit wurden aber verschiedene Texte aus Büchern referenziert, welche sich mit *queer* in der Sozialen Arbeit beschäftigen. So das ‚Lehrbuch Gender und Queer‘ von Leah Carola Czollek, Gudrun Perko und Heike Weinbach sowie verschiedene Texte im Buch ‚Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen‘ von Fabian Kessl und Melanie Plößer. Dabei wurden vor allem die Texte ‚Queer Professionals als Reflexionskategorie für die Soziale Arbeit‘ von Christian Schütte-Bäumer und ‚Differenz performativ gedacht. Dekonstruktive Perspektiven auf und den Umgang mit Differenzen‘ von Melanie Plößer berücksichtigt. Wie schon in der Einleitung beschrieben, haben sich die Zeitschriften Sozial Aktuell in einer Ausgabe (Queere Diversitäten, Ausgabe 03, März 2016) und das Sozialmagazin (Queerfeldein durch die Soziale Arbeit, Ausgabe 04, 2014) mit *queer* beschäftigt.

Wie sich *queer*-theoretische Ansätze mit der sozialen Arbeit verschränken lassen könnten, wurde aufbauend auf Diversity-Konzepte untersucht. Die Arbeit mit Differenzlinien zeigt sich als bildendes Merkmal für Soziale Arbeit und (re)produziert damit Normalisierung und Andersheit. Es wurde erkannt, dass Differenzlinien und Differenzordnungen einer binären Logik folgen, und dass diese dann auch als identitätsbildend angesehen werden können.

Die Auseinandersetzung mit Diversity-Konzepten förderte zu Tage, dass es verschiedene Konzepte gibt. Dabei wurde erkannt, dass einige (z.B. der antidiskriminierende Ansatz) die Strukturen in der Sozialen Arbeit, welche zu Ungleichheit und Ausgrenzung führen, zu we-

nig in den Blick nehmen. Es wurde auch auf die Gefahr hingewiesen, sich zu fest mit Diversity Ansätzen zu verbinden, welche vor allem in Unternehmen zu Gewinnmaximierung führen sollen.

Verschiedene Autor_innen allen voran Hormel und Scherr schlagen einen reflexiven Umgang mit Differenzlinien vor, damit Sozialarbeiter_innen die Strukturen und Prozesse dahinter durchschauen und die Unterschiede von Besonderheiten der Adressat_innen (Fähigkeiten und Fertigkeiten), der Lebensführung von identitätsbildenden Konzepten zwischen sozial ungleichen Gruppen erkennen können. Durch die Reflexion ist es möglich, unzulässige Generalisierungen und Stereotypisierungen (beispielsweise wenn Alltags- Frauen* und Männer* -bilder einfach übernommen werden) zu kritisieren und auch zu erkennen, dass jedes Individuum besonders ist und sich nicht durch Gruppenzuordnung z.B. ‚Frau‘, ‚lesbisch mit Migrationshintergrund‘ keine klaren und eindeutigen Grenzen zwischen anderen Menschen ergeben, welche zum Beispiel ‚männlich‘, im ‚Transitionsprozess‘, oder ‚Schweizer_in‘ sind, sondern dass quer zu den Grenzen Gemeinsamkeiten sichtbar werden, beispielsweise gemeinsame Fähigkeiten oder Vorlieben und dass die Differenzlinien miteinander verwoben sind und sich überlagern können. Die Gemeinsamkeit als LGBTIQ muss nicht heißen, dass sich diese Menschen verstehen, vielleicht ist die Differenzlinie Mann* oder Frau* gerade wichtiger oder die Linie Schweizer_in, Migrant_in, oder vielleicht spielen alle diese Differenzlinien gerade keine Rolle, weil es primär darum geht, gemeinsam in der Arbeitsintegration für Menschen zu kochen und beide Menschen sich in dieser Tätigkeit ergänzen können, oder beide Menschen in der gleichen ökonomisch schlechten Situation sind.

Sozialarbeiter_innen müssen für Adressat_innen Kommunikations- und Kooperationsmöglichkeiten schaffen können, damit diese die Unwichtigkeit von Gruppenunterscheidungen erfahren können. Diese Räume können in Bereichen der Sozialpädagogik oder der soziokulturellen Animation wahrscheinlich einfacher hergestellt werden, als z.B. auf einem Sozialdienst. Aber auch dort können gemeinsame Projekte (z.B. in der Arbeitsintegration) Differenzlinien überwinden lassen.

Queere Diskurslinien beschäftigen sich allesamt mit Sprache, welche eine performative Wirkung hat und Wirklichkeiten konstruiert. Im Kapitel ‚*queer*-gerechte Sprache‘ wurde nochmals auf die Bildung von Differenzlinien, Differenzordnungen und die (Re)Produktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen eingegangen. Dabei wurden verschiedene Genderismen erläutert, welche kategorisierend und diskriminierend wirken.

Die Frage, inwiefern eine *queer*-gerechte Sprache in der Sozialen Arbeit Differenzlinien überwinden kann, wurde in Kapitel 6 bearbeitet. Eine *queer*-gerechte Sprache kann Diffe-

renzlinien sichtbar machen, Differenzen verweben und eventuell überwinden. In dieser Arbeit wurden konkrete Handlungsmöglichkeiten beschrieben, aber bei der Durchführung kommt es immer auf die einzelnen Sozialarbeiter_innen an, welche sich reflexiv damit auseinandersetzen, dass sie durch Äusserungen Wirklichkeiten (re)produzieren, welche sich diskriminierend auf Individuen auswirken. An vielen Stellen in dieser Arbeit wurde auf die Wichtigkeit hingewiesen, eine reflexive Haltung gegenüber den eigenen Norm- und Wertvorstellungen zu entwickeln. Diese Entwicklung muss aber an den Fachhochschulen vermittelt werden. Bis heute kann man ein Studium in Sozialer Arbeit an der Fachhochschule absolvieren, ohne mit *queer*-theoretischen Ansätzen (oder es sei denn auf freiwilliger Basis in einem Wahlmodul) in Berührung zu kommen. In den Institutionen muss sich die Auseinandersetzung mit *queeren* Ansätzen in Leitbildern und Konzepten abbilden. Angebote der LGBTIQ-Stellen müssen an Adressat_innen verteilt werden und Workshops über *queere* Lebensweisen, und über eine kritische Haltung gegenüber Sprache und heteronormativen Gegebenheiten müssen durchgeführt werden. Der verfassenden Person dieser Arbeit ist sehr wohl bewusst, dass die Wichtigkeit einer *queer*gerechten Sprache an den Sozialarbeiter_innen festgemacht wird, welche sich dafür interessieren und stark machen. Dies gehört aber gerade auch zur Profession der Sozialen Arbeit, nicht nur den Einzelfall zu fokussieren, sondern das ganze Feld.

8 Kritische Würdigung

Mit den beschriebenen Handlungsvorschlägen für eine *queer*gerechte Sprache in der Sozialen Arbeit konnte aufgezeigt werden, dass *queeres* Handeln möglich ist. Es wurde jedoch auch ersichtlich, dass für eine professionelle Verankerung in der Sozialen Arbeit ein Einzug von *queer* in die Ausbildung und die Forschung unausweichlich ist. Bis es soweit ist, scheint *queer* auf das eigenständige und reflexive Handeln von Sozialarbeiter_innen angewiesen zu sein, welche sich gegen die herrschende Diskriminierung durch Zweigenderung und Heteronormativität einsetzen wollen.

Die Recherchen zu dieser Arbeit haben auf einer ganz persönlichen Ebene gezeigt, wie dieser spezifisch *queere* Blick im Sinne einer kritischen Auseinandersetzung mit den Normen der Zweigenderung, der Androgenderung, Hetera- und Reprogenderung und der Heteronormativität die Sicht auf die Welt nachhaltig verändern kann.

Durch die bewusste Wahrnehmung der eigenen Umgebung wird erst richtig deutlich, wie grundlegend strukturiert unsere Gesellschaft durch diese Normen ist.

Äusserungen von Freund_innen und Arbeitskolleg_innen, Gespräche fremder Menschen im Zug, Fernsehsendungen und Filme, Werbeplakate und sogar das eigene Ich werden plötzlich mit anderen Augen betrachtet und hinterfragt. Dieser Blick ist enorm spannend und auch sehr ernüchternd. Denn er zeigt auf, dass es viel Arbeit, viel Auseinandersetzung mit einem Gegenüber braucht, um dessen Normen zu irritieren. Denn auch die Vorstellung einer gemeinsamen Identität, das Dazugehören zu einer Gruppe kann für Menschen in gewissen Phasen eine sinnvolle Lösung sein.

9 Literaturverzeichnis

- Beauvoir, Simone de (1992). *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbeck: Rowohlt.
- Butler, Judith (2014). *Das Unbehagen der Geschlechter*. 17. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (2017). *Körper von Gewicht*. 9. Auflage. Frankfurt am Main. Suhrkamp Verlag.
- Czollek, Leah Carola/Perko, Gudrun/Weinbach, Heike (2009). *Lehrbuch Gender und Queer. Grundlagen Methoden und Praxisfelder*. Weinheim/München: Juventa Verlag.
- Degele, Nina (2008). *Gender / Queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Fuchs-Heinitz, Werner (Hg.) (2011). *Lexikon zur Soziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gildemeister, Regine (2010). *Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung*. In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate (Hg.). *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*. 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 137–145.
- Gross, Melanie (2014). *Intersektionalität. Reflexionen über konzeptionelle und theoretische Perspektive für die Jugendarbeit*. In: Von Langsdorff, Nicole (Hg.). *Jugendhilfe und Intersektionalität*. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich UniPress Ltd. S. 170–183.
- Hark Sabine (2013). *Queer Studies*. In: von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.). *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag. S. 449–470.
- Hartmann, Jutta (2002). *Vielfältige Lebensweisen. Dynamisierung in der Triade Geschlecht – Sexualität – Lebensform. Kritisch-dekonstruktive Perspektiven für die Pädagogik*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Hartmann, Jutta/Klesse, Christian/Wagenknecht, Peter/Fritsche, Bettina/Hackmann, Kristina (Hg.) (2007). *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage.
- Hartmann, Jutta (2014). *Queere Professionalität als Haltung des Infragestellen und Dynamisierens. Zur Dekonstruktion geschlechtlicher und sexueller Identität in der Sozialen Arbeit*. In: *Sozialmagazin. Zeitschrift für Soziale Arbeit. Queerfeldein durch die Soziale Arbeit*. 39. Jg. (3–4). Weinheim: Beltz Juventa. S. 22–29.
- Heite, Catrin/Vorriink, Andrea J. (2018). *Diversity*. In: Böllert, Karin (Hg.). *Kompendium Kinder und Jugendhilfe*. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 1147–1148.

- Hirschauer, Stefan (1994). Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46. Jg. (4). S. 668–692.
- Honegger, Claudia (1988). "Weiblichkeit als Kulturform": zur Codierung der Geschlechter in der Moderne. In: Haller, Max (Ed.)/Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (Ed.)/ Zapf, Wolfgang (Ed.). Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) (Ed.): Kultur und Gesellschaft: Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988. Frankfurt am Main : Campus Verl., 1989. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-148533>
- Hormel, Ulrike/Scherr, Albert (2004). Bildung für die Einwanderungsgesellschaft. Perspektiven der Auseinandersetzung mit struktureller, institutioneller und interaktioneller Diskriminierung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hornscheidt, Lann (2012). feministische w-orte. ein lern-, denk- und handlungsbuch zu sprache und diskriminierung, gender studies und feministischer linguistik. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Hornscheidt, Lann (2016). Queersensibles Schreiben. In: Sozial Aktuell. 48. Jg. (3). S. 10–13.
- Jagose, Annamarie (2001). Queer Theory. Eine Einführung. 2. Auflage. Berlin: Querverlag.
- Karsten, Eleonora (2018). Gender Mainstreaming in der Sozialpädagogik. In: Otto, Hans Uwe/ Thiersch, Hans/ Treptow, Rainer/Ziegler, Holger (Hg.). Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt. S. 490–497.
- Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (2010). Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen – eine Einleitung. In: Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (Hg.). Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage. S. 7-16.
- Klapeer, Christine M. (2007). queer.contexts – Entstehung und Rezeption von Queer Theory in den USA und Österreich. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag.
- Klein, Regina (2018). Kulturtheorien. In: Otto, Hans Uwe/ Thiersch, Hans/ Treptow, Rainer/Ziegler, Holger (Hg.). Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt. S. 893–905.
- Klinger, Cornelia (1998). Liberalismus – Marxismus – Postmoderne. Der Feminismus und seine glücklichen oder unglücklichen „Ehen“ mit verschiedenen Theorieströmungen im

20. Jahrhundert. In: Schlichter, Annette/Hornscheidt, Antje/Jähner, Gabriele (Hg.). Kritische Differenzen – geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis zwischen Feminismus und Postmoderne. Opladen. S. 18–41.
- Leiprecht, Rudolf (2011). Auf dem langen Weg zu einer diversitätswussten Sozialpädagogik. In: Leiprecht, Rudolf. Diversitätswusste Soziale Arbeit (Hg.). Schwalbach TS: Wochenschau Verlag. S. 15–44.
- Lutz, Helma/Wenning, Norbert (2001). Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatten. In: Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hg.). Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske + Budrich. S. 11-24.
- Maihofer, Andrea (1995). Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag.
- Maurer, Susanne/May, Michael (2018). Gender, Genderforschung In: Otto, Hans Uwe/Thiersch, Hans/ Treptow, Rainer/Ziegler, Holger (Hg.). Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt. S. 479–489.
- Mecheril, Paul/Plößer, Melanie (2018). Diversity und Soziale Arbeit. In: Otto, Hans Uwe/Thiersch, Hans/ Treptow, Rainer/Ziegler, Holger (Hg.). Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt. S. 283–292.
- Oelkers, Nina (2018). Eltern und Elternschaft. In: Otto, Hans Uwe/ Thiersch, Hans/ Treptow, Rainer/Ziegler, Holger (Hg.). Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt. S. 300–306.
- Perko, Gudrun (2005). Queer-Theorien: ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens. Köln: PapyRossa-Verlag.
- Rein, Angela/Riegel, Christine (2016). Heterogenität, Diversität, Intersektionalität: Probleme der Vermittlung und Perspektiven der Kritik. In: Zipperle, Mirjana/Bauer, Petra/Stauber, Barbara/Treptow Rainer (Hg.). Vermitteln. Eine Aufgabe von Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 67–84.
- Schütte-Bäumner, Christian (2010). queer Professionals als Reflexionskategorie für die Soziale Arbeit. In: Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (Hg.). Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage. S. 77–95.
- Villa, Paula-Irene (2003) Judith Butler. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Voss, Heinz Jürgen (2014). Geschlechtliche und sexuelle Zurichtungen im Kapitalismus. In: Sozialmagazin. Zeitschrift für Soziale Arbeit. Queerfeldein durch die Soziale Arbeit. 39. Jg. (3–4). Weinheim: Beltz Juventa. S. 90–97.

Internetquellen

- Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz(DE) vom 14. August 2006. URL <https://www.gesetze-im-internet.de/agg/BJNR189710006.html> [Zugriffsdatum: 28.12.2018]
- AG Feministisch Sprachhandeln (Hg.) (o.J.). URL: <http://feministisch-sprachhandeln.org/leitfaden/> [Zugriffsdatum: 28.12.2018]
- Bernisches Gesetz über die öffentliche Sozialhilfe (Sozialhilfegesetz, SHG) vom 11.06.2001 (BSG 860.1). URL: <https://www.belex.sites.be.ch/frontend/versions/1213> [Zugriffsdatum: 22.12.2018]
- AvenirSocial (Hg.) (2010). Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Ein Argumentarium für die Praxis der Professionellen. URL: http://www.avenirsocial.ch/cm_data/Do_Berufskodex_Web_D_gesch.pdf [Zugriffsdatum: 22.12.2018]
- Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft vom 18. April 1999 (SR 101). URL: <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19995395/index.html#a8> [Zugriffsdatum: 04.01.2019]
- Dachverband der schwulen und bi Männer. (Hg) (o.J.). URL: (<https://www.pinkcross.ch/news/2018/nach-staenderat-nein-verweigert-auch-der-nationalrat-trans-und-inter-menschen-schutz>) [Zugriffsdatum: 28.12.2018]
- Langenscheidt (Hg.) (o.J.). URL: <https://de.langenscheidt.com/englisch-deutsch/queer> [Zugriffsdatum: 25.10.2018]
- Schweizerische Eidgenossenschaft (Hg.) (2018) URL: <https://www.admin.ch/gov/de/start/dokumentation/medienmitteilungen.msg-id-70852.html> [Zugriffsdatum: 13.12.2018]
- Universität Bielefeld (Hg.) (o.J.). In: <https://www.uni-bielefeld.de/gendertexte/gender.html> [Zugriffsdatum: 11.11.2018]
- Wortbedeutung.info. Wörterbuch (Hg.) (o.J.). In: <https://www.wortbedeutung.info/> [Zugriffsdatum: 29.11.2018]

Tabellenverzeichnis

- Tabelle 1 Czollek, Leah Carola/ Perko, Gudrun/Weinbach, Heike (2009). Lehrbuch Gender und Queer. Grundlagen Methoden und Praxisfelder. Weinheim/München: Juventa Verlag.

10 Ehrenwörtliche Erklärung

Bachelor Thesis

Erklärung der/des Studierenden zur Bachelor Thesis

Name, Vorname: **Graber, Marlene**

Titel/Untertitel Bachelor Thesis:

Queere Theorien und Soziale Arbeit – eine Möglichkeit?

Theoretische Auseinandersetzung mit
Queer, Sprache und Diversity

Begleitung Bachelor Thesis:

Prof. Sigrid Schilling

Ich erkläre hiermit ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende Bachelor Thesis selbstständig, ohne unerlaubte Hilfe und nur unter Benutzung der angegebenen Quellen, Hilfsmittel und Hilfeleistungen verfasst und sämtliche Zitate kenntlich gemacht habe. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form, auch nicht in Teilen, keiner anderen Prüfungsinstanz vorgelegt und auch nicht veröffentlicht.

Datum: 4. Januar 2019

Unterschrift: .....